Albert-Ludwigs-Universität Freiburg
Wirtschafts- und Verhaltenswissenschaftliche Fakultät
Institut für Psychologie

Diplomarbeit

Widersprüche, Konflikte und Handlungsmöglichkeiten aus Sicht der Betroffenen in Commons-Projekten

Eine subjektwissenschaftliche Analyse

Wissenschaftliche Betreuung durch:

Prof. Dr. Morus Markard, Fachbereich Erziehungswissenschaft und Psychologie der Freien Universität Berlin

Prof. Dr. Hans Spada, Abteilung für Allgemeine Psychologie, Institut für Psychologie, Albert Ludwigs- Universität Freiburg

Vorgelegt von

Denis Neumüller

Sedanstraße 21

79098 Freiburg

denis_neumueller@yahoo.de

Matrikelnummer: 235474

Inhalt

Inhalt **1**

1. Einleitung **3**

2. Commons als umkämpftes Schlüsselkonzept: von der Einhegung über die Tragik und dem Drama zum Paradigma einer gesellschaftlichen Transformation **6**

2.1 Die Große Transformation zum Kapitalismus: die Einhegung der Commons 6

2.2 „The tragedy of the commons“ und die Folgen einer Parabel 10

2.2.1 Spieltheoretische Formalisierung 11

2.3 Von der Tragik zum Drama 13

2.3.1 Begriffliche Klärung 13

2.3.2 Institutionen für kollektives Handeln 16

2.3.3 Experimentelle Forschung in Psychologie und Verhaltensökonomie 20

2.4 Commons als Paradigma für gesellschaftliche Transformation 27

2.4.1 Commons als Schlüsselbegriff für die Abwehr neuer Einhegungen 31

2.4.2 Neue Commons – die Grundlage einer alternativen Produktionsweise 32

3. Theoretische und methodologische Grundlagen **36**

3.1 Theoretischer Hintergrund und Kritik der CPR-Literatur 36

3.2 Ein subjektwissenschaftlicher Ansatz 40

3.2.1 Gesellschaftliche Natur des Menschen 41

3.2.2 Gesamtgesellschaftliche Vermitteltheit individueller Existenz und Möglichkeitsbeziehung 42

3.2.3 Handlungsfähigkeit als zentrale Kategorie 44

3.2.4 Zwei Ebenen der Kooperation: unmittelbare und gesamtgesellschaftlliche 46

3.2.5 Methodische Konsequenzen: Begründungsdiskurs, Mitforscher_innen-Prinzip, Möglichkeitsverallgemeinerung und Entwicklungsfigur 48

3.3 Entwurf einer subjektwissenschaftlichen Commons-Forschung 55

4. Fragestellung und Methodisches Vorgehen 61

4.1 Das problemzentrierte Interview 61

4.2 Projektauswahl, Rekrutierung der Gesprächspartner und Interviewdurchführung 63

4.2.1 GartenCoop Freiburg 63

4.2.2 Rekrutierung der Gesprächspartner, Interviewdurchführung und kommunikative Validierung 68

4.3 Auswertungsmethoden 71

4.3.1 Datenaufbereitung 71

4.3.2 Strukturierende Qualitative Inhaltsanalyse und theoretisches Kodieren 72

5. Ergebnisse 76

5.1 Die Interviewten und ihre Motivation 76

5.2 Problemanalyse: Widersprüche und Konflikte des Commoning 78

5.2.1 Koordination des Aufwands 78

5.2.2 Bezahlte Organisationsarbeit und der Widerspruch von Ehrenamt und Profession 87

5.2.3 Das Zentrum-Peripherie-Problem und die Schwierigkeit basisdemokratischer Entscheidungsfindung 91

5.3 Diskussion und Reflexion der Empirie 94

6. Abschluss und Ausblick 98

Literatur 101

Anhang 112

1. Einleitung

Die Idee, eine Arbeit über *Commons* zu schreiben, kam mir Mitte letzten Jahres, als ich auf einem Vortrag dem Begriff der Commons wiederbegegnete. „Wiederbegegnete“, weil mir der Begriff durchaus geläufig ist: Seit einigen Jahren beschäftige ich mich schon mit dem, was man gewöhnlich ökologische Krise nennt. Etwas enttäuscht darüber, dass am Anfang des Psychologie-Studiums so wenig über diese globalen Probleme gesprochen wurde, begann ich am Tellerrand des Fachs zu suchen und bin schließlich durch die Initiative Psychologie im Umweltschutz (IPU) bei der Umweltpsychologie gelandet, bei der der Begriff der Commons (oder in den Varianten „Allmende“ oder „Gemeingüter“) durchaus zentral ist. Allerdings mit einer etwas anderen Konnotation als dies in besagtem Vortrag zu vernehmen war. Während ich die Commons eher als *Inbegriff des Problems* der ökologischen Frage kennengelernt habe, da im Sinne des berühmten Aufsatzes der *The tragedy of the commons* (Hardin, 1968) gemeinschaftlich genutzte Ressourcen meist zerstört werden, betonte die Vortragende das Potential der Commons zur *Lösung* der globalen Probleme.

Ich begann, mich näher mit diesem Thema zu beschäftigen und merkte, dass es nicht nur eine globale *Commons-Bewegung* gibt, sondern dass die Commons ein Schlüsselkonzept für unterschiedliche gesellschaftliche Debatten darstellen. Zum einen ist es ein Konzept, dass aus einer interdisziplinären Perspektive (inklusive der Psychologie) sich den globalen Problemen nähert, zum anderen ist im Konzept der Commons das Verhältnis zwischen Individuum und Gemeinschaft bzw. Gesellschaft sowie das Phänomen der Kooperation zentral. Dieses Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft ist ein weiterer Aspekt, der meines Erachtens in der Psychologie und somit auch in meinem Psychologiestudium zu kurz kommt. Durch meine Beschäftigung mit ökologischen Themen (unter anderem im Rahmen meines Nebenfachs *Sustainable Development* an der Uni Basel und während meines Auslandaufenthalts an der University of Auckland, Neuseeland) bin ich immer wieder mit Gesellschaftstheorie,

Soziologie und Philosophie in Berührung gekommen. Dadurch wurden mir die historischen gesamtgesellschaftlichen Bezüge der globalen Krisenproblematiken deutlich. Eben diese gesellschaftstheoretischen Bezüge wurden meines Erachtens allerdings weder von Umweltpsychologie noch vom Curriculum der Psychologie abgedeckt. Durch meine Beschäftigung mit Gesellschaftstheorie habe ich dann, mehr oder weniger durch Zufall, die Kritische Psychologie entdeckt, deren subjektwissenschaftlicher Zugang das Verhältnis von Gesellschaft und Individuum in für mich produktiver Weise erfasst.

Daher ist das Anliegen meiner Arbeit, einen subjektwissenschaftlichen Forschungszugang zu entwickeln, der es ermöglicht, die Thematik der Commons aus einer neuen Perspektive zu betrachten.

Beginnend mit dem ersten Teil (Kapitel 2) wird der Begriff *Commons* versucht zu fassen. Hierbei wird versucht, in einem Durchgang durch die verschiedenen Diskurse und entsprechenden Forschungsprogramme, in denen die Commons die zentrale Rolle Spielen, einen umfassenden Commonsbegriff zu gewinnen. Zentral bei diesem Durchgang sind die Debatten um die *Einhegung der Commons*, um die bekannte *tragedy of the commons* bis hin zum Diskurs des *Dramas der Commons*. Abschließen werde ich dieses Kapitel mit einem Diskurs, der in den Commons ein *Paradigma für eine gesellschaftliche Transformation* erkennt. Mit dem in diesem Abschnitt dargestellten Begriff werde ich in der Arbeit weiter arbeiten.

Im darauffolgenden Teil (Kapitel 3) werden zum einen bisherige Forschungsansätze kritisch betrachtet zum anderen schaffe ich eine theoretische und methodologische Grundlage für meine Arbeit. Hier werde ich den subjektwissenschaftlichen Ansatz zunächst allgemein vorstellen, um daraus einen neuen Zugang für die Erforschung von Commons zu erarbeiten.

In Kapitel 4 wird die empirische Fragestellung konkretisiert und mein methodisches Vorgehen vorgestellt. Zu Beginn wird das problemzentrierte Interview dargestellt, das als Erhebungsmethode für die Empirie dient. Die Forschung findet in einem landwirtschaftlichen Commons-Projekt statt, das neben der Auswertungsmethode ebenfalls in diesem Kapitel vorgestellt wird.

Kapitel 5 enthält die Ergebnisse sowie eine Diskussion der Interviews über die im Projekt erfahrenen Widersprüche und Konflikte.

Kapitel 6 schließt diese Arbeit mit einem kurzen Ausblick auf zukünftige Forschung ab.

2. Commons als umkämpftes Schlüsselkonzept: von der Einhegung über die Tragik und dem Drama zum Paradigma einer gesellschaftlichen Transformation

McCarthy (2009) bezeichnet die Commons als Schlüsselbegriff, „that is, a complex word with a wide range of active meanings, involving ideas and values, with which we attempt to understand, represent and influence the practices and relationships central to contemporary culture and society" (S. 599). Diese Vielschichtigkeit des Begriffs führt allerdings vermehrt zu Missverständnissen, so merkt der amerikanische Commons-Forscher David Bromley (1992) an: „In the literature on natural resources and environmental policy, it would be difficult to find an idea (that is, a concept) as misunderstood as ‚commons'" (S. 3). Im Folgenden will ich versuchen, die verschiedenen Diskurse in denen der Commons-Begriff zentral ist, zu skizzieren. Die Darstellung folgt in gewisser Weise einer historish-chronologischen Logik. Gleichzeitig wird der Commons-Begriff in seinen Facetten genauer gefasst. Ich möchte die unterschiedlichen Herangehensweisen anhand von begrifflichen, epistemologischen und methodologischen Gesichtspunkten untersuchen, um dann die Herangehensweise dieser Arbeit zu entwickeln.

2.1 Die Große Transformation zum Kapitalismus: die Einhegung der Commons

Im Deutschen wird synonym für das aus dem Englischen stammenden Wort Commons häufig noch das Wort Allmende verwendet. Allmende leitet sich ab von All(e) + Gemeinde und bezeichnet in der Geschichtswissenschaft Ländereien, die im Mittelalter im Besitz einer Dorfgemeinschaft waren und an denen alle Gemeindeglieder das Recht zur Nutzung hatten. Der Historiker Linebaugh (2008) hat in seinem Buch *The Magna Carta manifesto: liberties*

and commons for all die Geschichte dieser Allmenden und ihre politischen und sozialen Bedeutungen in England untersucht. Die Rechte für die Nutzung dieser Allmenden wurden schon Anfang des 13. Jahrhunderts durch zwei wichtige Dokumente geschützt: die *Magna Charta* und die *Charter of the Forests*. Die Magna Charta gilt heute als das wichtigster Vorläufer des Verfassungsrechts. In ihr wurden politische Freiheitsrechte und Bürgerrechte formuliert, auf deren Grundlage die meisten nationalstaatlichen Verfassungen heute aufbauen. Weit weniger bekannt ist die Charter of the Forests, in der, wie Linebaugh schreibt, die Zugangsrechte zur Allmende für diejenigen, die kein eigenes Land besaßen, detailliert festgelegt war. Sie konnten Holz zum Bauen und Heizen aus dem Wald holen, dort ihr Vieh weiden lassen und Lebensmittel anbauen. Diese Charter hatte den Zweck, dass auch Menschen, die keinen eigenen Besitz hatten, ihre politischen Freiheitsrechte in Anspruch nehmen und nicht für die Befriedigung ihrer Grundbedürfnisse in Abhängigkeitsverhältnisse geraten konnten. Diese Rechte mussten uneingeschränkt vom König anerkannt werden. Die Commons, die Allmende, war somit ein Raum, der von der königlichen Rechtsprechung ausgenommen war und wo das Gewohnheitsrecht der landlosen Bauern und Bäuerinnen galt, die Linebaugh *Commoners* nennt. Die Charter of the Forests erkannte also die Existenz der Commons und das Recht der Bauern und Bäuerinnen auf Subsistenz an und „verbot den Grundbesitzern, für die Nutzung der Allmende Geld zu verlangen oder Commons-Land einzuzäunen“ (Exner & Kratzwald, 2012, S. 49).

Dies änderte sich radikal mit den sogenannten *Enclosure Acts*, einer Reihe von Gesetzesakten, die ungefähr von 1750-1860 in England durchgesetzt wurden. Diese Wellen der Einhegung, besser als *Enclosure Movements* bekannt, nahmen den Commoners die Rechte, ihre bisher gemeinschaftlich genutzten Allmenden zu nutzen. Diese Einhegungen liefen oft unter erbitterten Kämpfen ab. So entstanden zum Beispiel soziale Bewegungen wie die Diggers und Levellers, die sich aktiv gegen die Einhegungen einsetzten, indem sie Zäune herunterrissen, Mauern ausgruben und das Land wieder einebneten, um es gemeinsam zu bebauen. Auch in Deutschland gab es vergleichbare Einhegungen, die eine Hauptursache der Bauernkriege darstellen (vgl. Zückert, 2003).

Die Einhegung der Commons und somit die Trennung der arbeitenden Menschen von ihren Lebens- und Arbeitsgrundlagen war eine wesentliche historische Vorraussetzung für die Entstehung des Kapitalismus als herrschendes gesellschaftliches Verhältnis. Es wurde ein rechtlicher Rahmen geschaffen, durch den die Natur, das Land und menschliche Arbeitskraft als handelbare Waren definiert und somit durch Marktbeziehungen organisiert wurden (McCarthy, 2009). Die „freigesetzten“ Bauern waren zudem notwendig um der aufstrebenden Industrie als Arbeitskräfte zu dienen. Das Produkt der Einhegungen war das, was Marx in seinen Abhandlungen über die ursprüngliche Akkumulation als *doppelt freien Lohnarbeiter* bezeichnete; „frei“ von Eigentum an Produktionsmitteln und -– anders als der Sklave – „frei“ zum Verkauf seiner Arbeitskraft (Marx, 1867, S. 742ff). Diese Entwicklungen wurden ebenfalls von Polanyi (2001 [1944]) beschrieben und als *Große Transformation* zur *Marktgesellschaft* bezeichnet, die durch Lohnarbeit, getrennt-private Produktion und deren indirekte marktförmiger gesellschaftliche Vermittlung gekennzeichnet ist:

> „Enclosures have appropriately been called a revolution of the rich against the poor. The lords and nobles were upsetting the social order, breaking down ancient law and custom, sometimes by means of violence, often by pressure and intimidation. They were literally robbing the poor of their share in the common ... The fabric of society was being disrupted. ... Though this happened only in patches, the black spots threatened to melt into a uniform catastrophe“ (S. 35).

Viele Commons-Theoretiker_innen stellen heute fest, dass der Prozess der Einhegungen keine einmalige Aktion, oder in Marx’ Terminus eine einmalige ursprüngliche Akkumulation war, sondern ein kontinuierlicher Prozess, der ein konstitutives Merkmal der modernen Gesellschaft darstellt. So stützen sich neuere sozialwissenschaftliche Konzepte wie David Harveys (2005) „accumulation by disposession“ und Klaus Dörres (2012) Theorem der *Landnahme* auf genau diese Erkenntnis und tragen somit zur Erklärung von diversen Phänomenen wie Globalisierung, Landgrabbing und Gentrifizierung bei. Auch Boyle (2003) beschreibt in dem vielbeachteten Aufsatz *The second enclosure movement and the construction of the public domain*, wie der gegenwärtige Umgang mit Wissen, genetischem Code und kulturellen

Inhalten im Hinblick auf die Ausweitung des Patentrechts und so genannter geistiger Eigentumsrechte eine zweite große Welle der Einhegung darstellt (siehe zu heutigen Formen der Einhegung sowie Widerstand dagegen Kapitel 2.4.1).

In den Debatten um Einhegungen geht es also um die Durchsetzung von Zugangs- und Nutzungsbeschränkungen auf vorherige gemeinschaftlich genutzte Ressourcen. Im historischen Kontext des ersten Enclosure Movements ging es vor allem um Land. In diesem Sinne wird meist auch der Begriff Allmende im Deutschen gebraucht. Die gemeinschaftlich genutzte Kuhweide gilt hier als klassisches Beispiel. Doch nicht alle Historiker betrachten die Einhegungen der Commons in solch einem negativen Licht wie etwa Linebaugh oder auch Polanyi. Für viele Wirtschaftshistoriker sind jene Darstellungen

> „the worst kind of sentimental bunk, romanticizing a form of life that was neither comfortable nor noble, and certainly not very egalitarian. The big point about the enclosure movement is that it *worked*; this innovation in property systems allowed an unparalleled expansion of productive possibilities. By transferring inefficiently managed common land into the hands of a single owner, enclosure escaped the aptly named "tragedy of the commons. ... The strong private property rights and single entity control that were introduced in the enclosure movement avoid the tragedies of overuse and underinvestment" (Boyle, 2003, S. 35).

Es wäre in der Tat falsch, die feudale Gesellschaftsform mit ihren autoritären, personalen Abhängigkeitsverhältnissen zu verherrlichen und zu romantisieren. Dennoch stellt sich die Frage, ob die mit den Einhegungen der Commons einhergehende Marktgesellschaft, die bestmögliche Form der gesellschaftlichen Orgnanisation darstellt.

Der häufige Rekurs, wenn es um Fragen der Einhegung und Privatisierung geht, auf die so genannte Tragik der Allmende, oder *tragedy of the commons,* führt zum Fokus des folgenden Kapitels.

2.2 „The tragedy of the commons“ und die Folgen einer Parabel

Ein Befürworter der Einhegungen war Garret Hardin. Er entwickelte 1968 in einem Artikel der Zeitschrift *Science* ein Modell, dass nicht nur in den Sozialwissenschaften Berühmtheit erlangte. Hardin benutzte das Bild einer gemeinsam genutzten Weide, um seine Theorie der *tragedy of the commons* zu illustrieren: Wer seine Schafe mehr als die anderen auf diesen Weiden grasen lässt, bekommt fettere Tiere, während die Kosten und der Schaden, nämlich weniger Weidegras, auf das ganze Dorf verteilt werden. Ein Vorgehen, das früher oder später von allen Schäfern_innen verfolgt würde. Bis die Weiden, das Commons, überweidet und langfristig zerstört seien. Dieses Phänomen sei unvermeidbar, also tragisch. Hardin ging es in dem Artikel eigentlich um das steigende Bevölkerungswachstum und die Verbindung zur Ressourcenproblematik. In Anlehnung an den englischen Ökonomen Robert Malthus behauptet Hardin: „freedom to breed will bring ruin to all” (ebd., S. 1248) und propagierte eine strikte staatliche Geburtenkontrolle. Es war sein Modell der tragischen Übernutzung von Ressourcen, das berühmt wurde. Als Lösungsvorschlag kamen für Hardin nur eine Privatisierung der Weide(-stücke) oder eine strenge staatliche Regulierung in Frage. Da die staatliche Regulierung ebenfalls in Misskredit verfallen ist, blieb nur noch die Privatisierung und somit die Regulation über den Markt als Option übrig. Hardins Modell bildet in den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften immer noch eines der grundlegenden Paradigmen für die Erklärung ökologischer und sozialer Probleme: von ökologischen Problemen wie Überfischung oder Klimawandel bis hin zur Erklärung von Gewalt in Städten. Einige Autoren_innen versuchten sogar die gegenwärtige Wirtschaftskrise mit dem Modell zu erklären. Nach Costanza et al. (2004) ist Hardins Artikel der meistzitierte in der Literatur zu ökologischer Ökonomie. Auf der politischen Ebene liefert das Modell seither Privatisierungen immer wieder eine Legitimationsbasis (Goldman, 1998; Feeny et al., 1990).

2.2.1 Spieltheoretische Formalisierung

Hardins Modell wurde aus der Perspektive der Spieltheorie häufig als eine Form der Gefangenendilemmas konzeptualisiert. Dieses ist ein sogenanntes Nicht-Nullsummen-Spiel, das einen Konflikt mit gemischten Motiven darstellt. Ausgehend von den Prämissen, dass alle Akteure (Spieler_innen) in rationalen Entscheidungen ihren Spielgewinn maximieren wollen, besteht in dieser Situation die optimale Konstellation in beiderseitiger Kooperation, diese kann aber nicht erreicht werden, da für jede Seite in jeder Situation Nicht-Kooperation die dominante Strategie ist. Dabei geht man davon aus, dass keine bindenden Vereinbarungen möglich sind, weil diese nicht erzwingbar sind.

Diese Betrachtungsweise soll im Folgenden anhand eines einfachen Beispieles illustriert werden. Auf einer gemeinsam genutzten Weide sei L die maximale Zahl an Tieren, die diese Weide verkraften kann, ohne aus dem ökologischen Gleichgewicht zu geraten. Es wird von zwei Nutzern_innen A und B ausgegangen. Kooperation bedeutet, nicht mehr als L/2 Tiere weiden zu lassen. Dabei werden folgende Auszahlungen zugrunde gelegt:

Tabelle 1

*Gefangenendilemma mit 2 Spielern_innen (**fett**: Auszahlung Spieler_in A, normal: Spieler_in B)*

	B kooperiert	B kooperiert nicht
A kooperiert	**10** / 10	**2** / 12
A kooperiert nicht	**12** / 2	**3** / 3

In diesem Beispiel ist für beide Parteien Nicht-Kooperation die dominante Strategie:

Perspektive von A: wenn B kooperiert ist Nicht-Kooperation die beste Antwort (12 >10)

wenn B abweicht, ist Nicht-Kooperation ebenfalls die beste Antwort (3>2)

Perspektive von B: wenn A kooperiert ist Nicht-Kooperation die beste Antwort (12 >10)

wenn A abweicht, ist Nicht-Kooperation ebenfalls die beste Antwort (3>2)

Das Nash-Gleichgewicht (Situation, in dem kein Akteur seine Auszahlung dadurch verbessern kann, dass er als einziger Teilnehmer_in einen Strategiewechsel vornimmt) in dominanten Strategien ist also die beiderseitige Nicht-Kooperation. Beide Nutzer_innen lassen mehr Tiere auf die Weide als ökologisch verträglich ist, und finden sich bei Gewinnen von je 3 wieder, obwohl beide die beiderseitige Kooperation mit Gewinnen von je 10 bevorzugen würden. Dieses Beispiel ist ein so genanntes einmal gespieltes 2-Personen-Gefangenen-Dilemma (one shot prisoner's dilemma game). Häufig wurde die tragedy of the commons aber auch als iteriertes, das heißt mehrere Runden gespieltes Mehrpersonen-(N-Personen-) Spiel, formalisiert, das Dawes (1973) als *Commons-Dilemma Game* bezeichnet. Wenn die Anzahl der Runden bekannt ist, ist auch bei diesen Spielen Defektion (Nicht-Kooperation) die dominante Stragtegie (in Kapitel 2.3.2 gehe ich auf Modelle ein, bei denen die Anzahl der Runden nicht bekannt ist).

Im Zentrum all dieser Konzeptionen steht die Annahme, dass es eine Diskrepanz zwischen der so genannten individuellen und kollektiven Rationalität gibt. Doch Hardins Thesen blieben nicht unangefochten. In den 1980er und 1990er Jahren bildeten sich verschiedene Arbeitszusammenhänge, die die Tragik der Allmende sowohl konzeptuell angriffen als auch empirisch darlegten, dass die gemeinschaftliche Nutzung von Ressourcen nicht tragisch enden muss. Im Folgenden will ich diese Forschungsströmungen unter der Überschrift *drama of the commons* („es ist ernst, geht aber nicht zwingend schlecht aus wie bei der Tragödie" (Ernst, 2008, S. 560)) darstellen.

2.3 Von der Tragik zum Drama

Der Hauptkritikpunkt, der von Wissenschaftlern_innen dieser Strömung vorgetragen wurde, war, dass es sich bei Hardin nicht um die eigentlichen Commons, sondern um Niemandsland handelt. Also einer Ressource, bei der es keine Gemeinschaft, keine Absprachen und Nutzungsregeln gibt, wie es die Commons gerade auszeichnet. So schreiben Bromley und Cernea (1989):

> „Unfortunately, its [the tragedy of the commons', D.N.] power as a metaphor is not matched by its capacity for aiding our understanding of resource management regimes. By confusing an open access regime (a free-for-all) with a common property regime (in which group size and behavioral rules are specified) the metaphor denies the very possibility for resource users to act together and institute checks and balances, rules and sanctions, for their own interaction within a given environment" (S. 6).

Eine große Leistung dieser Forschungsströmung war es, eine konzeptuelle Konkretisierung vorzunehmen, um damit Hardins Thesen zu hinterfragen und ein geeignetes Rahmenwerk für die Erforschung von Commons zu ermöglichen. Deshalb möchte ich erst einmal eine begriffliche Klärung der Commons vornehmen, bevor ich die verschiedenen Ansätze in diesem Diskurs skizzieren werde.

2.3.1 Begriffliche Klärung

Der Begriff Commons wurde und wird häufig noch synomym verwendet für diverse Ressourcen (wie Luft und Wasser) oder für das rechtliche Arrangement des Geimein*eigentums.* Bromley (1986, zit. nach Dietz et al., 2002) weist darauf hin, dass der Begriff des Gemeineigentums oder der im Englischen häufig benutzte Begriff *common property ressource* zu erheblicher Verwirrung gesorgt hat, weil ein Eigentumsbegriff benutzt wurde, um die Charakteristiken einer Ressource zu beschreiben. „The term ‚common property' implies a kind of management arrangement created by humans rather than a characteristic of the resource itself" (ebd., S.17). Daraufhin

wurde die analytische Trennung zwischen dem Konzept der Ressource (die dann *common pool ressource (CPR)* genannt wurde) und dem *institutionellem Arrangement oder Regime*, d.h. den von Menschen gemachten Regeln und Organisationsformen für den Umgang mit den Ressourcen, eingeführt. In der Literatur werden Autoren_innen dieser Strömung daher meist *CPR-scholars* genannt, die entsprechende Literatur *CPR-literature*. Dieser Terminologie möchte ich mich anschließen und werde im Folgenden die Bezeichnungen *CPR-Autoren_innen* und *CPR-Literatur* verwenden. Die Autoren_innen dieses Diskurses verstehen unter common pool ressources meist Ressourcen, die sich durch bestimmte Eigenschaften charakterisieren lassen, nämlich nach der *Rivalität im Konsum* (im englischen häufig *subtractibility)* und der *Nicht-Ausschließbarkeit*. Diese Einteilung geht auf die Güterklassifikation der neoklassischen Wirtschaftstheorie zurück. Die Güter werden nach den Kriterien der Rivalität im Konsum und der Aussschließbarkeit in vier Kategorien eingeteilt: öffentliche, private, Klub- und Allmendegüter (im englischen common pool resources). Tabelle 2 illustriert diese Kategorisierung. Rivalität im Konsum bedeutet, dass der Konsum der Einen den Konsum der Anderen beeinträchtigt. Nicht-Aussschließbarkeit bedeutet, dass der Ausschluss von Personen bei der Nutzung sehr schwierig bzw. teuer ist. Diese Art von Bestimmung und Ressourcenbegriff werde ich in Kapitel 2.4 kritisch beleuchten. In diesem Sinne wurden von den CPR-Autoren_innen vorrangig natürliche Ressourcensysteme wie Bewässerungssysteme, Fischgründe oder Weiden in den Blick genommen.

Tabelle 2

Güterklassifikation in der neoklassischen Wirtschaftstheorie

	Rivalitätsgrad = 0	Rivalitätsgrad = 1
Exklusionsgrad = 0	öffentliches Gut	Allmendegut (common pool ressource)
Exklusionsgrad = 1	Klubgut	Privates Gut

In Bezug auf das institutionelle Arrangement wurden von diesen Autoren_innen vier Szenarien unterschieden: die drei Eigentumsregime wie Privat-, Staats- / öffentliches und gemeinschaftliches Eigentum und ein nicht reguliertes *open access regime*, auch häufig als *Niemandsland* bezeichnet.

> „The diversity of property rights regimes that can be used to regulate the use of common-pool resources is very large, including the broad categories of government ownership, private ownership, and ownership by a community. When no property rights define who can use a common-pool resource and how its uses are regulated, a common-pool resource is under an open-access regime“ (ebd., S. 18).

Ein Commons ist in diesem konzeptuellen Rahmen die *Verbindung* aus einer common pool ressource und einem institutionellem Arrangement, das auf gemeinschaftlicher Nutzung beruht. Die Kritik an Hardin und den Anhängern_innen der Tragik ist nun, dass die Commons mit einem Niemandsland gleichgesetzt wurde, dass aber „die Existenz von Gemeineigentum ... historisch immer an bestimmte, von der Gemeinschaft gesetzte Regeln gebunden [war], die einen Missbrauch der gemeinsamen Ressourcen verhinderten“ (Gey, 1982, S. 73). Schon im Codex Justinianus des römischen Rechts gibt es die Unterscheidung zwischen res nullius (Niemandsland) und res communes (Commons). Die wirklichen Commons sind also immer an eine bestimmte Gemeinschaft von Menschen gebunden, die oftmals komplexe Arrangements von Nutzungsregeln entwickeln, und ist kein völlig unreguliertes Niemandsland. Um diesen Zusammenhang zu verdeutlichen, prägte Linebaugh den viel zitierten Satz „There’s no commons without commoning“ (zit. nach de Angelis, 2006, S. 8), der im Deutschen oftmals mit „Gemeingüter sind nicht, sie werden gemacht“ (Ostrom & Helfrich, 2011, S. 11) übersetzt wird.

An dieser Stelle sei noch angemerkt, dass der Begriff des Eigentums etwas ungenau bestimmt ist. Der Eigentumsbegriff ist nämlich ein abstrakter rechtlicher Begriff, worauf es allerdings bei den Commons ankommt, ist die konkrete Nutzung. Bei einem Commons kann es durchaus verschiedene rechtliche Eigentumsformen (Privat-, Staats-, genossenschaftliches Eigentum) geben, solange die konkrete Nutzung gemeinschaftlich organisiert ist. Eine common pool resource, die rechtlich Staatseigentum ist, kann also durchaus

ein Commons sein, wenn die Nutzer gemeinschaftlich den Umgang regeln. Hess und Ostrom (2003) sprechen in diesem Fall von „*de jure* government property“ und „*de facto* common-property“ (S. 123). Ich werde in Kapitel 2.4 noch einmal genauer darauf eingehen, wenn es um die Unterscheidung zwischen Besitz und Eigentum geht. Swallow und Bromley (1995) verstehen damit Commons „a set of institutional arrangements that define the conditions of access to and control over a range of benefits arising from collectively used natural resources” (S.100).

Der Begriff der Commons ist also kein „Seinsbegriff“; es ist nicht die natürliche Eigenschaft eines Gutes ein Commons zu sein. Der Begriff Commons drückt eine soziale Beziehung aus: sie sind nicht als objektiv und unabhängig von der sozialen Entität Vorhandenes zu begreifen (Gudemann, 2001).

2.3.2 Institutionen für kollektives Handeln

Ausgehend von dieser begrifflichen Klärung steht für die Forscher die Frage im Mittelpunkt, unter welchen Bedingungen Menschen kooperieren, um stabile institutionelle Arrangements für die Nutzung von common pool resources zu erschaffen. Ostrom (1990, 1999) nennt diese Arrangements *Institutionen für kollektives Handeln* (institutions for collective action). Seit den 1980er Jahren hat sich auf diesem Gebiet eine große Forschungsgemeinschaft gebildet, deren Anfänge in verschiedenen Symposien und Workshops liegen, die 1983 und 1984 von Bonnie McCay und James Acheson organisiert und in dem Buch *The question of the commons* (McCay & Acheson, 1987) dokumentiert wurden. Nach weiteren Konferenzen und größer angelegten Forschungsprogrammen in den folgenden Jahren wurde 1989 die *International Association for the Study of Common Property* gegründet, die seit 2006 *International Association for the Study of the Commons* (IASC) heißt und verantwortlich für die *Digital Library of the Commons* (mit einer Bibliografie von über 50000 Einträgen, über 1000 Artikeln) und das Publikationsorgan *International Journal of the Common*s ist.

Einen erheblichen Einfluss auf viele Forscher_innen dieser Strömung hatten einerseits neue Forschungen zu Kooperation aus der Spieltheorie und andererseits die Neue Institutionenökonomik, die im Folgenden skizziert werden.

Wie in Kapitel 2.2.1. dargestellt, wird in der klassischen Spieltheorie die Tragik der Allmende häufig als Gefangendilemma (einfach gespielt oder mit einer bekannten Anzahl von Runden) formalisiert. Wie bereits erwähnt, gibt es gemäß diesen Annahmen für einen_e Spieler_in bei diesen Spielen nur eine dominante Strategie, nämlich die der Defektion (Nicht-Kooperation). Anders verhält es sich allerdings, wenn es sich um iterierte Spiele handelt, bei denen die Anzahl der Runden den Spielern_innen nicht bekannt ist. In diesem Fall ist nämlich eine Reaktion auf das Verhalten des_r anderen Spielers_in möglich, die bei jeder Runde ins Kalkül gezogen werden muss. Der Politikwissenschaftler und Spieltheoretiker Robert Axelrod (1981) stellte sich vor rund dreißig Jahren die Frage: „Under what conditions will cooperation emerge in a world of egoists without central authority?“ (S. 306). Axelrod veranstaltete Programmierwettbewerbe, bei denen er verschiedene Strategien bei einem iterierten Gefangenendilemma in Computersimulationen in einen Wettbewerb setzte. Die programmierten Strategien wurden von Wissenschaftlern_innen und Interessierten eingereicht. Für eine zunächst unbekannte Anzahl von Runden trafen die Strategien im Turniermodus aufeinander, wobei die nicht erfolgreichen Strategien ausgeschlossen wurden. Das interessante Ergebnis dieser Turniere, besteht darin, dass tendenziell kooperative Strategien besser abschneiden als nicht-kooperative. Die beste Strategie ist das so genannte *tit for tat* (ungefähr „wie du mir so ich dir“). Diese Strategie beginnt mit Kooperation, erwidert in den weiteren Zügen aber immer das Verhalten des_r Anderen. Eine ausführliche Auseinandersetzung findet sich in Axelrod (1984). An dieser Stelle sei nur angemerkt, dass auch aus einer spieltheoretischen Perspektive, Kooperation eine rationale Strategie sein kann.

Ähnliche Erkenntnisse liefert auch die Neue Institutionenökonomik. Dies ist ein wirtschaftswissenschaftlicher Ansatz, der sich in einigen Punkten von der dominanten neoklassischen Wirtschaftstheorie unterscheidet, die

aber im Einklang mit der Tragik-Hypothese ist. Zwar bildet die Grundlage dieses Ansatzes ebenfalls ein methodologischer Individualismus, der anhand eines Rational-Choice-Modells, basierend auf individuellem, nutzen-maximierendem Verhalten, soziale Phänomene zu erklären versucht. Man geht allerdings davon aus, dass Menschen durch individuelle Kosten-Nutzen-Kalkulationen Institutionen schaffen können (North, 1990), da diese Institutionen den Akteuren einerseits eine sichere Struktur für Interaktionen und Austauschprozesse geben und anderseits – durch wiederkehrende Verhandlungen verursachte – Transaktionskosten mindern (Haller, 2002). Somit lässt sich auch erklären, dass Defektion (Nicht-Kooperation) nicht immer die dominante Strategie in einem Commonsdilemma darstellt. Es wird also ebenfalls davon ausgegangen, dass ein Dilemma zwischen der individuellen und kollektiven Rationalität besteht. Allerdings verändern Institutionen mit Regeln und gegenseitiger Kontrolle die Anreizstrukturen für individuelles (nicht-) kooperatives Verhalten. Zentrale Interessen dieser Forschungsrichtung steht deshalb die Analyse von Institutionen. Elinor Ostrom hat einen der wichtigsten Beiträge zu dieser Forschung geleistet. Sie tätigte zahlreiche Feldstudien beispielsweise zum gemeinschaftlichen Management von Bewässerungssystemen in Spanien, Nepal und Indonesien, Weideland in den Schweizer Alpen und in Japan, Fischbeständen in Kanada oder Gemeindewäldern in Bolivien und Mexiko. Darauf aufbauend entwickelte sie die so genannte *design principles* (im Deutschen *Bauprinzipien* (Ostrom, 1999, S. 117) oder *Gelingensbedingungen* (Helfrich, 2009, S. 11) genannt), die für ein erfolgreiches Managment von common pool resources gelten. Dafür wurde Ostrom 2009 als erste Frau in der Geschichte mit dem Nobelpreis für Wirtschaftswissenschaften ausgezeichnet. In ihrem Hauptwerk *Governing the Commons: Institutions for collective action* (zu dt.: *Die Verfassung der Allmende. Jenseits von Markt und Staat*) von 1990 beschreibt sie ihr Anliegen so:

> „I try to identify the underlying design principles of the institutions used by those who have successfully managed their own CPRs over extended periods of time and why these may affect the incentives for participants to continue investing time and effort in the governance and management of their own CPRs. I compare the institutions used in successful and

unsuccessful cases, and I try to identify the internal and external factors that can impede or enhance the capabilities of individuals to use and govern CPRs“ (S. 27).

Das Ergebnis ihres Anliegens ist eine Zusammenstellung von acht Gelingensbedingungen, die gemäß ihrer Untersuchungen bei jenen Institutionen gegeben waren, die lange Zeit erfolgreich eine gemeinsame Nutzung von Ressourcen ermöglicht haben:

Tabelle 3

Gelingensbedingungen für CPR Institutionen nach Ostrom 1990

1. Clearly-defined boundaries:
individuals or households who have rights to withdraw resource units from the CPR must be clearly defined, as must the boundaries of the CPR itself.
2. Congruence between appropriation and provision rules and local conditions:
Appropriation rules restricting time, place, technology and/or quantity of resource units are related to local conditions and to provision rules requiring labour, material and/or money.
3. Collective-choice arrangements:
Most individuals affected by the operational rules can participate in modifying the operational rules.
4. Monitoring:
Monitors, who actively audit CPR conditions and appropriate behaviour, are accountable to the appropriators or are the appropriators.
5. Graduated Sanctions:
Appropriators who violate operational rules are likely to be assessed graduated sanctions (depending on the seriousness/context of the offense) by other appropriators, by officials accountable to the appropriators, or both.
6. Conflict-resolution mechanisms:
Appropriators and their officials have rapid access to low-cost local arenas to resolve conflicts among appropriators or between appropriators and officials.
7. Minimal recognition of rights to organize:

The rights of appropriators to devise their own institutions are not challenged by external government authorities.

For CPRs that are part of larger systems:

8. Nested enterprises:
Appropriation, provision, monitoring, enforcement, conflict resolution and governance activities are organized in multiple layers of nested enterprises.

Diese acht Prinzipien werden häufig als Anforderungen für erfolgreiche Institutionen angesehen, das heißt, wenn diese Kriterien erfüllt sind, sind die jeweiligen Institutionen für kollektives Handeln wahrscheinlich stabil und erfolgreich. Obwohl Ostrom (1995) betont „[that] there is no blueprint that can be used to create effective local institutions", empfiehlt sie „[design] principles can be taught as part of extension programs ... to learn more from one another about how successes have been achieved or how to avoid some kinds of failures" (S. 43). Die Prinzipien erhalten somit präskriptiven Charakter. Daher wurden sie auch von Entwicklungsorganisationen, Nicht-Regierungs-Organisationen (NGOs) und politischen Entscheidungsträgern aufgegriffen, um Institutionen für nachhaltiges Ressourcenmanagement zu schaffen (vgl. Goldman, 1997, S. 7ff).

Doch nicht nur durch induktive Verfahren in Feldforschungen wurden Kriterien für Förderung und Stabilisierung von Kooperation gewonnen, auch durch hypothetico-deduktive Ansätze. Die experimentelle Psychologie hat in diesem Bereich den größten Einfluss.

2.3.3 Experimentelle Forschung in Psychologie und Verhaltensökonomie

Der Beitrag der Psychologie für die Erforschung von Commons stammt fast ausschließlich aus Studien der experimentellen Spieltheorie (für eine Übersicht siehe Kopelman et al., 2002 und Ernst, 1997, 2008). Während die reine Spieltheorie, ausgehend von bestimmten Annahmen über menschliches Verhalten wie individuelle Nutzenmaximierung, zur Beschreibung und Analyse

der Struktur von konflikthaften Situationen dient, stellt sie für die Psychologie „ein Paradigma zur experimentellen Erfassung von Verhalten von Personen zur Verfügung“ (Ernst, 1997, S.11). Inspiriert durch die spieltheoretischen Formalisierungen der tragedy of the commons wie zum Beispiel das Gefangenendilemma (siehe Kapitel 1.2.1), werden Experimente durchgeführt, die das Verhalten als *ökologisch-sozialen Dilemmata (ebd.),* im englischen auch *commons dilemma* genannt, untersuchen. Angelehnt an die klassische Tragik beschreibt Ernst (2008) solche Dilemma-Situationen so:

> „Eine Gruppe von Beteiligten nutzt eine gemeinsame Ressource. Der Gewinn aus der Nutzung des Gutes kommt dem jeweiligen Individuum zugute, während ein durch Schädigung der Ressource entstehender Verlust oder Mindernutzen alle Beteiligten gleichermaßen trifft, d.h. sozialisiert wird“ (S. 562).

Ernst stellt unterdessen fest, dass das Paradigma der ökologisch-sozialen Dilemmata „wie kein anderes (...) eine prinzipielle, vereinheitlichende Sichtweise auf Umweltprobleme und die globale Nachhaltigkeitsproblematik dar[stellt]“ (ebd., S. 562).

Auch wenn in dieser Art der Forschung noch eine starke konzeptuelle Nähe zu Hardins Modell besteht und die Autoren_innen sich – im Gegensatz zu den anderen CPR-Autoren_innen – häufig sehr positiv auf Hardins Theorie beziehen, gehen sie nicht von einer zwangsläufigen Tragödie aus. Vielmehr ist es das Anliegen, experimentell bestimmte Faktoren (unabhängige Variablen) zu erfassen, die kooperatives Verhalten (abhängige Variable) in Situationen, in denen gemeinsam eine Ressource genutzt wird, hervorbringen können. Den Ablauf eines typischen Experiments dieser Art beschreibt Ernst (1997) wie folgt:

> „Die Teilnehmer des Spiels sitzen gemeinsam in einem Raum. Ihr Blick ist frei auf die ‚Ressource’, die z.B. auf einer Tafel, einem Overhead-Projektor oder ähnlichem angezeigt wird. Ein Spielleiter ruft die Spieler zur Mitteilung ihrer Entnahmen auf und verwaltet die Anzeige der Ressource. Diese ‚vermehrt’ sich Runde für Runde nach einem festgelegten Verfahren, welches den Spielern zumeist nicht bekannt ist. Wenn die Spieler nicht miteinander kommunizieren sollen, sind sie durch Sichtschutzwände voneinander getrennt und zeigen ihre

> Angaben dem Spielleiter durch Kärtchen o.ä. an. Er berechnet aus den Entnahmen den neuen Ressourcenstand und sorgt für die Anzeige auf der Tafel. Die Spiele sind eine geschlossene Welt, d.h. es ist im Prinzip nicht vorgesehen, daß Spieler die Nutzung der Ressource aufgeben und gehen (die sog. exit option; eine Ausnahme: Powers 1985). Manchmal dürfen sich die Spieler gegenseitig für Nicht-Kooperation durch Punkteabzug bestrafen und bei Kooperation belohnen. Der von einem Spieler bei Spielende erreichte Punktestand bestimmt in den meisten Fällen (zumindest teilweise) die Höhe seiner Vergütung für die Teilnahme an dem Versuch“ (S. 26).

Verschiedene Faktoren können in diesem Setting variiert werden. Während die klassische Spieltheorie und die ökonomischen Rational-Choice-Ansätze von einem universellen Homo Oeconomicus ausgeht, der alle Entscheidungen durch die genaue Kalkulation von monetären Kosten und Einnahmen trifft, bezieht die psychologische Forschung auch differentielle Faktoren (Persönlichkeitseigenschaften) und Einschränkungen der menschlichen Informationsverarbeitung mitein (ebd.). Im Review von Kopelman et al. (2002) werden neun Klassen von unabhängigen Variablen angeführt, welche die Kooperation in einem ökologisch-sozialen Dilemma beeinflussen: „social motives, gender, payoff structure, uncertainty, power and status, group size, communication, causes, and frames“ (S. 116). Wie in Abbildung 1 dargestellt, werden diese Variablen in individuelle Unterschiede (individual differences, stable personality traits) und situationale Faktoren gruppiert, wobei letztere Faktoren noch einmal unterteilt werden: in solche, die die Aufgabenstruktur charakterisieren (Entscheidungs- und Sozialstruktur) und in solche, die die Wahrnehmung betreffen.

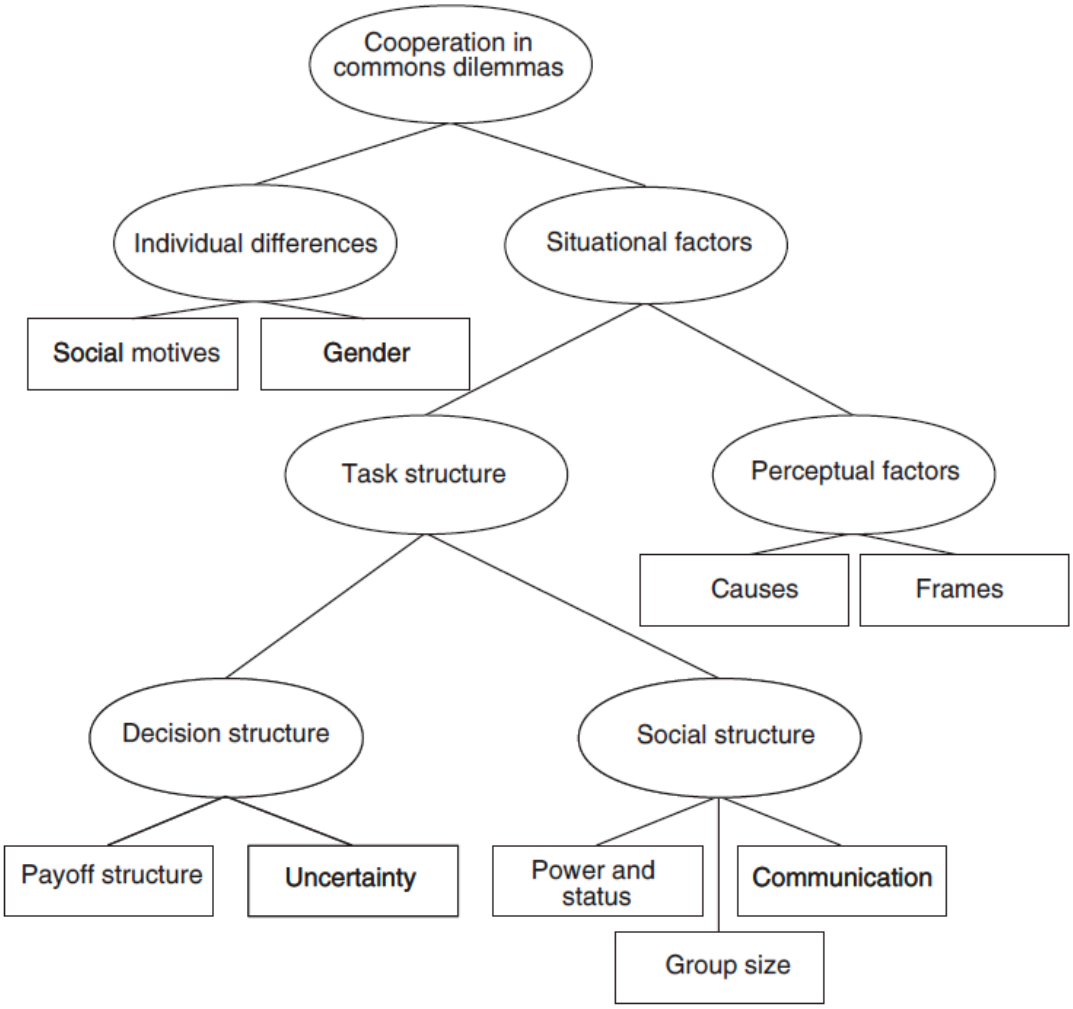


Abbildung 1. Klassifikation der experimentellen Befunde zu ökologisch-sozialen Dilemmata (aus Kopelman et al. 2002).

Im Folgenden möchte ich kurz einige Befunde aus der experimentellen Forschung über ökologisch-soziale Dilemmata darstellen. Ausführliche Übersichten bieten Ernst (1997), Kopelman et al. (2002) und Weber et al. (2004).

Individuelle Unterschiede

Soziale Orientierungen (social motives) werden gefasst als stabile individuelle Persönlichkeitseigenschaften. Sehr verbreitet ist eine Klassifikation der sozialen Orintierungen nach McClintock (1972) in vier Hauptmotive: Ein individualistisches Motiv bezeichnet die Absicht, die eigenen Interessen oder Gewinne ohne Rücksicht auf andere durchsetzen oder maximieren zu wollen. Ein kompetitives Motiv bezeichnet die Absicht, seinen relativen Gewinn zu

maximieren, das heißt, die Differenz zwischen den eigenen Ergebnissen und den der anderen zu maximieren. Ein kooperatives Motiv bezeichnet die Absicht, die gemeinsamen Gewinne oder Erträge zu maximieren und ein altruistisches Motiv, das die Absicht bezeichnet, die Gewinne oder Erträge der anderen zu maximieren.

Untersuchungen über den Zusammenhang von sozialen Orientierungen und dem Verhalten in ökologisch-sozialen Dilemmata ergeben, dass individualistische und kompetitive Menschen (im Englischen „pro-selfs“ (Kopelman et al., 2002), im Deutschen häufig einfach als „Unkooperative Personen“ (Bierhoff & Küpper, 1999) zusammengefasst) weniger häufig kooperieren als Menschen mit kooperativen und altruistischen Motiven (im Englischen „prosocials“, im Deutschen „kooperative Menschen“). Letztere sehen Kooperation als rational und moralisch an, Wettbewerb dagegen als unmoralisch. Erstere sehen Wettbewerb als effektiv und Kooperation als ineffektiv an (Kopelman et al., 2002). Unkooperative schätzen deshalb kooperierende Partner als weniger intelligent ein.

Ein weiterer Befund bezüglich Persönlichkeitseigenschaften ist, dass Personen, die hoch auf Self-Monitoring-Skalen liegen, welche „die soziale Fähigkeit, das eigene Verhalten auf situationale Gegebenheiten angemessen abzustimmen“ (Graf, 2004, S. 109) erfassen, kooperieren häufiger als Personen, die niedrige Self-Monitoring-Werte haben (Boone, De Brabander, & van Witteloostuijn, 1999; Danheiser & Graziano, 1982; De Cremer, Snyder, & Dewitte, 2001).

Ernst (2008) verweist allerdings darauf, dass die Zusammenhänge häufig schwach sind und dass der Einfluss der sozialen Orientierungen „bei Mehr-Runden-Spielen rasch vom aktuellen Spielgeschehen überlagert werden“ (S. 583; vgl. auch Ernst, 2001; Kramer, McClintock & Messick, 1986).

Ergebnisse in Untersuchungen über den Einfluss des sozialen *Geschlechts* (gender) lassen mehr Kooperation von Frauen erwarten, wobei auch hier die Zusammenhänge schwach sind (Kopelman et al., 2002).

Situationale Faktoren

Bezüglich des Einflusses der *Auszahlungen* (pay off structure) untersuchen sehr viele psychologische und verhaltensökonomische Studien den erwarteten Einfluss von monetären Anreizen oder Bestrafungen auf das Verhalten in ökologisch-sozialen Dilemmata. Von großem Interesse ist allerdings auch die Erforschung von sozialen Belohnungen. Gachter and Fehr (1999) schließen aus ihren Studien, dass soziale Belohnungen oder Anerkennung einen umso stärkeren positiven Einfluss auf kooperatives Verhalten haben, wenn die Versuchspersonen, die Möglichkeit haben, soziale Beziehungen und eine Gruppenidentität aufzubauen. Weitere Befunde zeigen, dass starke Bestrafungssysteme, die Kooperationsbereitschaft häufig unterminieren. Yamagishi (1988) kommt zu dem Schluss, dass “a strong external system of sanctioning destroys the basis for voluntary cooperation” (S. 271, zit. nach Kopelman et al., 2004, S. 125).

Unsicherheit (uncertainty) beziehungsweise mangelndes Wissen über den Zustand der Ressource (Größe und Erholungsrate) führen zu einer wahrscheinlicheren Übernutzung der Ressource. Allerdings wurden in einigen Studien festgestellt, dass die soziale Orientierung der Versuchspersonen diesen Effekt moderiert. So führt Unsicherheit bei individualistischen und kompetitiven Personen zu einer erhöhten Nutzung der Ressource, während kooperative und altruistische Personen die Nutzung konstant hielten oder verringerten (vgl. Roch & Samuelson, 1997). Unsicherheit über den Zustand einer Ressource führt tendenziell zu weniger Kooperation, es sind allerdings Interaktionen mit anderen Variablen zu beachten.

Auch Faktoren der *sozialen Struktur* beeinflussen das Verhalten in ökologisch-sozialen Dilemmata. So zeigen einige Studien, dass Autoritäten oder Führungspersönlichkeiten häufig dann für das Management der Ressourcen ausgewählt werden, wenn eine Übernutzung droht), oder wenn die Aufgabe als besonders schwierig wahrgenommen wird (Messick & Brewer, 1983; Rutte & Wilke, 1984; Samuelson, 1991). Mannix (1993) führte Experimente durch, um den Einfluss von Machtunterschieden in Gruppen zu untersuchen. Ihre Befunde zeigen, dass relative Machtunterschiede (operationalisiert durch unterschiedliche Anteile am Gewinn) zwischen den

Personen dazu führen, dass die Versuchspersonen die Situation eher als Wettbewerb ansehen und die Kooperation dadurch sinkt.

Die *Gruppengröße* spielt ebenfalls eine Rolle. Je größer die Gruppe, desto schlechter die Voraussetzungen für Kooperation. Diese Befunde werden hauptsächlich dadurch erklärt, dass bei größeren Gruppen im Vergleich zu kleineren Gruppen sowohl die Selbstwirksamkeit (also die Überzeugung in einer bestimmten Situation die Anforderungen bewältigen zu können), als auch die kollektive Wirksamkeit (also die Überzeugung, dass die Gruppe die Anforderungen bewältigen können) niedriger ist (Kerr, 1989). Die Erfahrung von niedriger Selbstwirksamkeit kann zu gelernter Hilflosigkeit und zu Ohnmacht, Wut und Misstrauen gegenüber anderen führen, was wiederum in einer erhöhten Wahrscheinlichkeit von Defektion resultiert (Ernst, 1997). Weitere Erklärungen für den Gruppengrößeneffekt sind, dass Verantwortungsdiffusion und schlechtere Kommunikationsmöglichkeiten in großen Gruppen eher als bei kleinen Gruppen bestehe, sowie eine eingeschränkte Lernmöglichkeiten, wonach das Lernen aus den Konsequenzen des eigenen Verhaltens in großen Gruppen erschwert ist, da die Konsequenzen häufig weniger deutlich erkennbar sind (ebd.).

Ein häufig replizierter Befund ist, dass *Kommunikation* zwischen den Versuchspersonen die Kooperation erhöht. Dies ist besonders dann der Fall, wenn die Diskussionen die relevante Spielsituation thematisieren (Dawes et al., 1977). Dies wird vor allem dadurch erklärt, dass durch Kommunikation, Vertrauen, soziale Normen und Konformitätsdruck eine Gruppenidentität gefördert wird, welche wiederum kooperatives Verhalten stärkt (Ernst, 2008).
Ein großer Teil der Literatur behandelt den Einfluss von Faktoren, welche die Wahrnehmung der Dilemma-Situation betreffen. So beeinflussen Kausalattributionen, also die Ursachenzuschreibung, wer oder was für eine bestimmte Situation verantwortlich ist, die Kooperationsbereitschaft. Wird die Ursache für einen schlechten Zustand der Ressource im Verhalten der Gruppe statt in der Natur der Ressource gesehen, kooperieren die Versuchspersonen deutlich weniger (Rutte, Wilke & Messick, 1987). Einige Studien haben den Einfluss von Frames, also *Deutungsrahmen* für die Dilemmasituation, untersucht. Wird beispielsweise das Experiment als *Business Exchange Study* dargestellt, kooperieren die Versuchspersonen

signifikant weniger als wenn es als *Social Exchange Study* dargestellt wird (Batson & Moran, 1999). Tenbrunsel und Messick (1999) zeigen in einer Studie, dass schwache ökonomische Sanktionen im Vergleich zu Anordnungen ohne ökonomische Sanktionen die Kooperation schwächer ist, da die Versuchspersonen die Entscheidungen nicht als ethische, sondern wirtschaftliche wahrnehmen.

Es gibt eine sehr große Fülle an Forschung in diesem Bereich. In diesem Kapitel konnten nur einige zentrale Befunde dargestellt werden. Im folgenden Kapitel geht es um einen Diskurs der in Verbindung mit dem in diesem Kapitel steht, sich in einigen Aspekten aber grundlegend unerscheidet.

2.4 Commons als Paradigma für gesellschaftliche Transformation

In den letzten Jahren rückte das Konzept der Commons als positiver Bezugspunkt für einen gesellschaftlichen Wandel, der die ökologische Frage ebenso wie die soziale Frage betont, ins Zentrum außerakademischer als auch akademischer Debatten. Schon 1993 forderte die britische Zeitschrift *The Ecologist* mit dem Buch *Whose common future?* eine Rückeroberung der Commons, ein so genanntes *reclaiming the commons.* Die gleiche Forderung stellt Naomi Klein (2001) in ihrem gleichnamigen Aufsatz, wobei sie die Commons als zentrales Konzept für eine weltweite soziale Bewegung sieht:

> „The spirit they share is a radical reclaiming of the commons. As our communal spaces—town squares, streets, schools, farms, plants—are displaced by the ballooning marketplace, a spirit of resistance is taking hold around the world. People are reclaiming bits of nature and of culture“ (S. 82).

In ähnlicher Weise bezeichnet McCarthy (2005) Commons „as counterhegemonic projects“. In Deutschland gilt Silke Helfrich als eine der bekanntesten Befürworter der Commons-Idee. Zentrale Publikationen sind die Anthologien *Wem gehört die Welt: Zur Wiederentdeckung der Gemeingüter*

(Helfrich & Heinrich Böll Stiftung, 2009), *Commons: Für eine Politik jenseits von Markt und Staat* (Helfrich & Heinrich Böll Stiftung, 2012) sowie der *Gemeingüter-Report: Wohlstand durch Teilen* (Helfrich et al., 2010). Die International Commons Conference 2010 in Berlin, die von der Heinrich Böll Stiftung organisiert wurde, trug ebenfalls dazu bei, Commons als neues Paradigma für gesellschaftlichen Wandel bekannt zu machen.

Der Bezug auf die Commons als transformatorisches Konzept ist in theoretischer Hinsicht durchaus heterogen, auch wenn einige Autoren schon von einer Commons-Bewegung sprechen.

Versteht man Commons in diesem Sinn, lassen sich grob zwei Diskurse ausmachen. Winterfeld et al. (2012) schreiben in einem Bericht des Wuppertal Instituts für Klima, Energie und Umwelt, dass die Debatten in den sozialen Bewegungen zu Commons „im Spannungsfeld der Abwehr aktueller Enteignungen und der Entwicklung neuer Perspektiven“ (S. 5) steht.

> „Den Commons wohnt eine ihnen eigene Kraft neben Markt und Staat und eine eigene Transformationskraft hin zu mehr Nachhaltigkeit inne. Sie stellen als ‚Abwehr’ ein kritisches Korrektiv vorherrschender neoliberaler ökonomischer Rationalität und Praxen dar. Sie weisen als ‚neuer Referenzrahmen’ auf zukünftige Wege jenseits von Staat und Markt hin ... Eine mit ‚Commons’ verbundene zentrale Herausforderung liegt jedoch darin, dass sie auf das verweisen, was dem Begriff ‚Transformation’ innewohnt: Eine Umformung moderner Gesellschaften, die ihren Kern – ihre Gestalt und ihre Struktur – betrifft“ (ebd., S. 5).

Der Commons-Begriff dieses Diskurses hebt sich begrifflich von dem der CPR-Autoren_innen ab. Unter Commons wird zwar auch ein relationales Konzept zwischen Resourcen und Gemeinschaften verstanden, allerdings werden nicht nur Ressourcen in den Blick genommen, die oben als common pool resources (charakterisiert durch Rivalität im Konsum und Nicht-Ausschließbarkeit) bezeichnet wurden. Die Grundlage für ein Commons können Ressourcen mit verschiedensten Eigenschaften sein: sowohl natürliche, rivale Ressourcen wie Wasser, Land und Wald, aber auch nicht-rivale soziale und kulturelle Ressourcen wie Wissen, Software-Code, menschengemachte Infrastrukturen und soziale Dienstleistungen.

Helfrich (2012) kritisiert die neoklassische Güterklassifikation dahingehend, dass das Kriterium der Nicht-Ausschließbarkeit nicht in den Eigenschaften der Ressource selbst liegt, sondern in erster Linie „sozial hergestellt“ (S. 86) ist. „Exklusion ist Resultat einer *expliziten (Ausschluss-) Handlung*“ (Meretz, 2009, o.S.). Im Mittelpunkt steht die soziale Praxis, das Commonig, das die Commoner in Bezug zu diesen Ressourcen entwickeln. Sämtliche Dinge können durch Commons-Regime organisiert werden. Der Grad der Rivalität wird dann bedeutend, wenn es um die konkreten gemeinsamen Zugangs- und Nutzungsregeln geht: Handelt es sich um ein Gut mit einem hohen Rivalitätsgrad, müssen Zugangsbeschränkungen ausgehandelt werden, um die Ressource vor Übernutzung zu schützen. Anders verhält es sich bei nicht-rivalen Ressourcen wie zum Beispiel Wissen oder kopierbare Information und bei denen „nur freier Zugang („Open Access“) deren Entfaltung zum größten Nutzen aller garantiert“ (Helfrich, 2012, S. 90). Wie Michael Heller (1998) in seinem vielbeachteten Artikel *The tragedy of the anticommons* beschreibt, besteht bei nicht-rivalen Gütern, die durch Patentrechte und Copyright unter Verschluss gehalten werden, eher die Gefahr der Unternutzung. Innovation wird dadurch behindert.

Diesen umfassenderen Commons-Begriff berücksichtigend will ich nun noch einmal integrierend zusammenfassen: Commons sind dadurch gekennzeichnet, dass eine identifizierbare Gruppe gemeinsam eine Ressource (egal ob Wasser oder Wissen) nutzt, pflegt und sich um diese dauerhaft kümmert, indem sie sich über angemessene und transparente Regeln verständigt. Diese Umgangsweise ist weitgehend selbstorganisiert; alle Nutzer_innen können mitgestalten und mitbestimmen, so dass sich der Nutzen verteilt statt sich zu konzentrieren (vgl. Helfrich & Kuhlen et al., 2010, S. 20). Aus dieser sozialen Praxis heraus entstehen neue Produkte, die ihrerseits wieder Ressourcen für ein weiteres Commons sein können. Abbildung 2 soll einen Überblick über die verschiedenen Facetten der Commons geben.

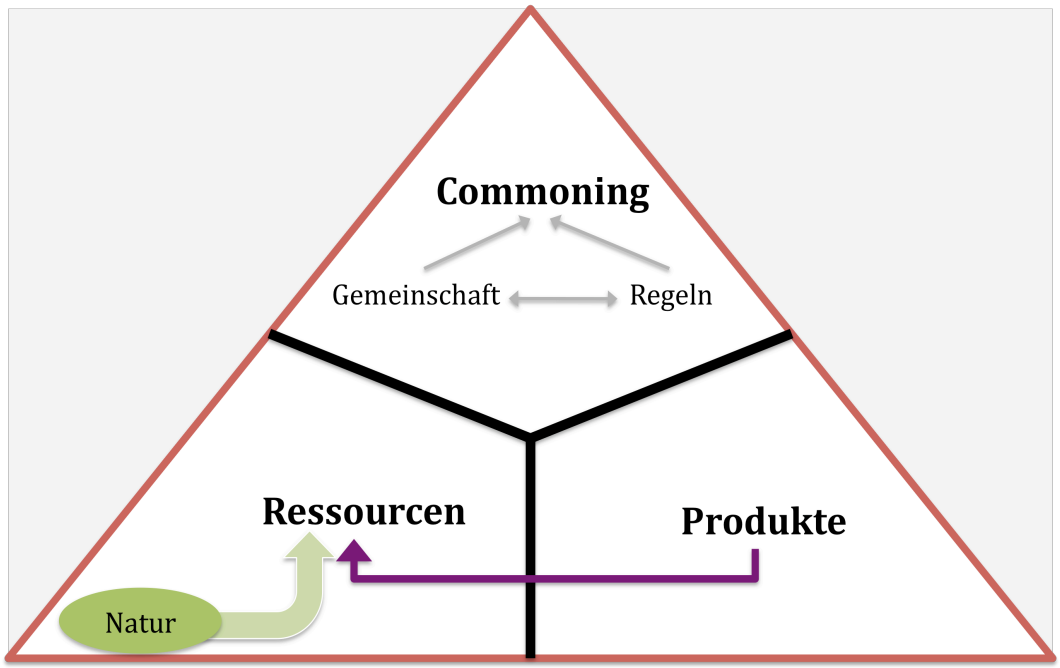


Abbildung 2. Komponenten der Commons (vgl. Meretz, 2010)

Commons stellen damit also eine bestimmte soziale Form dar, Ressourcen zu nutzen und Güter zu produzieren, zu erhalten und zu verteilen. Entscheidend ist, dass sich diese soziale Form von der Warenform unterscheidet. Waren werden getrennt voneinander, also privat, für den Tausch bzw. Verkauf auf Märkten produziert. Zweck der Produktion ist der gewinnbringende Absatz auf dem Markt. Im Gegensatz zur Warenproduktion erfolgt die Nutzung und Erhaltung von Commons in kooperativer Weise, wobei der Zweck die konkrete Bedürfnisbefriedigung der Commoners ist.

> „There is, in effect, a social practice of commoning. This practice produces or establishes a social relation with a common whose uses are either exclusive to a social group or partially or fully open to all and sundry. At the heart of the practice of commoning lies the principle that the relation between the social group and that aspect of the environment being treated as a common shall be both collective and non-commodified — off-limits to the logic of market exchange and market valuations“ (Harvey, 2012, S. 73).

St. Martins (2007) beschreibt die Commons daher als „space of economic difference“, der einen „escape from a narrow capitalist economic identity“ (S. 260) gewährleistet.

2.4.1 Commons als Schlüsselbegriff für die Abwehr neuer Einhegungen

Wie in Kapitel 1.1 beschrieben stellen die Einhegungen der Commons nicht nur ein einmaliges Ereignis, sondern ein konstitutives Merkmal der kapitalistischen Gesellschaft dar, das sich seit der großen Transformation zur Marktgesellschaft stets fortsetzt. Der Neoliberalismus als dominantes politisches und ökonomisches Paradigma der letzten 30 Jahre bildet einen weiteren Höhepunkt dieser Entwicklung. Die Einhegung bisher gemeinschaftlichen Ressourcen, das heißt, die Privatisierung und Kommodifizierung von Commons, war und ist eines der Hauptpfeiler des neoliberalen Paradigmas. Nach Helfrich und Bollier (2012) bedeuten dies:

> „Entrechtung von Stadtbewohnern, deren Parks und öffentliche Räume in einem unvertretbaren Ausmaß für gewerbliche Zwecke missbraucht werden. Es bedeutet Enteignung von Millionen von Bauern, deren Leben von der gewohnheitsrechtlichen Nutzung ihres Landes abhängt, insbesondere in Afrika, Asien und Lateinamerika. Es bedeutet, dass Internetnutzern durch sich permanent ausweitende Urheber- und Verwertungsrechte und internationale Verträge Kultur vorenthalten wird. Es bedeutet eine Entmündigung der Bürger in vielen Lebensbereichen“ (S. 16).

Widerstandsbewegungen gegen Einhegungen bilden sich in sehr diversen Zusammenhängen. In Südamerika und Indien protestieren Menschen gegen die Privatisierung von Wasser. Überall auf der Welt wehren sich Bauern und Bäuerinnen gegen die Patentierung von Saatgut durch Firmen wie Monsanto. In Afrika leisten Menschen Widerstand gegen das so genannte *Landgrabbing*, das Aufkaufen von Land durch Banken, Investmentfonds, Konzernen und Staaten (vgl. Bernau, 2012). Diese Widerstandsbewegungen des globalen Südens werden häufig in der Commons-Debatte mit den Protestbewegungen in Europa und Nordamerika gegen die Ausweitung intellektueller Eigentumsrechte im Internet, wie es die Gesetzesakte ACTA (Anti-Counterfeiting-Trade-Agreement oder Abkommen zur Verhinderung von

Internetpiraterie) oder SOPA (Stopp-Online-Piracy-Act) vorsehen, in Verbindung gebracht. Diese Bewegungen werden alle mit dem Schutz und Erhaltung der Commons in Verbindung gebracht und oftmals auch als neues *Anti-Enclosure-Movement* bezeichnet. Das im Rahmen des 9. Weltsozialforums in Belém do Para, Brasilien, entstandene *Manifest zur Wiedergewinnung der Gemeingüter*, das von tausenden Organisationen und Einzelpersonen unterschrieben wurde, macht das Zusammenkommen verschiedener Bewegungen deutlich. Auch in der akademischen Literatur findet eine Betrachtung der historischen Kämpfe statt, die den Zugang zu Ressourcen bestimmen. Johnson (2004) bezeichnet Autoren_innen dieser Strömung als *entitlement-scholars*, die sich im Gegensatz zu den CPR-Autoren_innen durch eine soziologisch-historische Methode auszeichnen (vgl. hierzu auch Mosse, 1997).

Doch wie im Zitat oben von Winterfeld beschrieben, haben die Commons nicht nur ein defensives Moment bezüglich der Abwehr gegen neoliberale Einhegungen, sondern auch ein proaktives Moment, das auf eine gesellschaftliche Transformation zielt. Kurz gesagt, werden nicht nur alte Commons verteidigt, sondern auch neue Commons geschaffen mit der Potenz einer Ausweitung.

2.4.2 Neue Commons – die Grundlage einer alternativen Produktionsweise

Das Paradebeispiel der Schöpfung neuer Commons ist im Internet zu finden. Bei der Produktion Freier Software (z.B. GNU/Linux, Mozilla Firefox, etc.), freier Inhalte (z.B. Wikipedia, OpenStreetMap, etc.) und freier Kultur (z.B. Texte, Musik, Videos und Creative Commons Lizensen) kooperieren Menschen – ohne Zwang und nicht um damit Geld zu verdienen –, um komplexe Produkte gemeinsam herzustellen. Diese Produkte werden nicht als Waren für den Markt produziert, sondern als Commons. Sie werden, da digital kopierbar, frei zugänglich gemacht und dürfen weitergegeben und ggf. auch verändert werden.

Yochai Benkler (2006), Professor der Harvard Law School, prägte den Begriff *Commons-based Peer Production,* um diese alternative Produktionsweise, die auf der Grundlage von Commons basiert, sie pflegt, erhält, weiterentwickelt und neue Commons herstellt, zu beschreiben. Peer-Produktion bezeichnet den Modus der Zusammenarbeit, das *Commoning*. Entscheidend für diesen Modus ist die freiwillige Kooperation von Gleichberechtigten (Peers), die zu der Erreichung eines gemeinsamen Ziels beitragen (Siefkes, 2009). Die Kooperation findet also statt, um konkrete Bedürfnisse der Beteiligten zu befriedigen und nicht um der profitablen Verwertung willen. Dieses Prinzip wird häufig mit dem Prinzip „Beitragen statt Tauschen“ veranschaulicht (ebd.). Ein weiteres Prinzip der Commons-based Peer Production lautet „Besitz statt Eigentum“. Dies hängt eng mit der Konstitution der Commons zusammen: der Besitz eines Gutes drückt ein Verhältnis aus, das so lange besteht, wie das Gut benutzt wird, wobei die Veräußerung (Verkauf) ausgeschlossen ist. Eigentum hingegen beschreibt eine nutzungsunabhängige formale Verfügung über ein Gut, was seine Veräußerung einschließt. Diese Unterscheidung deckt sich mit der von Schlager und Ostrom (1992) zwischen *proprietors* und *owners*. Neben dem Prinzip „Beitragen statt Tauschen“ verdeutlicht das Prinzip „Besitz statt Eigentum“ noch einmal den Unterschied der Commons zur Ware, da bei der Warenproduktion voneinander isolierte, in Konkurrenz zueinander stehende Privatproduzenten Güter herstellen, die über den Markt getauscht werden müssen.

Doch nicht nur bei digitalen Gütern lassen sich die genannten Prinzipien und Praktiken finden. Mittlerweile gibt es viele Projekte, die Charlotte Hess (2008) *New Commons* nennt. Habermann (2011) benennt es *Ecommony*. Als Beispiel sind Projekte der solidarischen Landwirtschaft zu nennen, bei denen Produzent_innen und Konsument_innen kooperieren, um bedürfnisorientiert Lebensmittel zu produzieren. In einigen Fällen werden die Beteiligten zu so genannten *Prosumenten_innen*, das heißt, diejenigen, die die Güter konsumieren, sind auch an der Produktion beteiligt (z.B. an der Verteilung der landwirtschaftlichen Produkte; siehe Kapitel 4.2.1 für eine ausführliche Darstellung). Außerdem wird das Prinzip des Tauschens überwunden: der Gesamtaufwand (monetär wie nicht-monetär), um alle Bedürfnisse der Beteiligten zu befriedigen, wird nach Fähigkeiten,

Kapazitäten und Neigungen aufgeteilt, bzw. jede_r trägt das ihr_m Mögliche bei, wobei dies unabhängig davon ist, was ihr oder ihm zusteht. Geben und Nehmen sind nicht aneinander gekoppelt.

Ähnliche Prinzipien finden sich bei Offenen, d.h. für alle nutzbare, Werkstätten z.B. zur Holz- oder Metallbearbeitung, zum Fahrrad-Bauen und -Reparieren oder zum Nähen. Auch gehören die Idee der Gemeinschaftsgärten (vgl. Müller, 2011) oder Nutzungsgemeinschaften, die Ressourcen wie Wissen, Fähigkeiten, Werkzeuge und andere Gebrauchsgegenstände zu Commons machen, dazu. In diesen Projekten werden nach selbstbestimmten Regeln geteilt und funktionieren nach den obigen Prinzipien (vgl. auch Habermann, 2011).

Während einige Autoren_innen diese neue Produktionsweise für ein reines Nischenphänomen halten, argumentieren andere Theoretiker wie Dyer-Witheford (2007) und Siefkes (2007), dass „diese Produktionsweise grundsätzlich für die gesamte gesellschaftliche Produktion in Frage kommt – dass es sich nicht nur um eine Ergänzung, sondern um eine echte Alternative zum Kapitalismus handelt“ (Siefkes, 2009, S. 249). Dyer-Whiteford (2007) schreibt dazu:

> „Let us extend this term ‘commons’ in a slightly unfamiliar way. Marx suggested capitalism has a cell-form, a basic building block, from which all its apparatus of commerce and command are elaborated. This cell form was the commodity, a good produced for sale between private owners. If the cell form of capitalism is the commodity, the cellular form of a society beyond capital is the common. A commodity is a good produced for sale, a common is a good produced, or conserved, to be shared. The notion of a commodity, a good produced for sale, presupposes private owners between whom this exchange occurs. The notion of the common presupposes collectivities – associations and assemblies – within which sharing is organized. If capitalism presents itself as an immense heap of commodities, ‘commonism’ is a multiplication of commons“ (o. S.).

Projekte, die sich als emanzipatorische Commons-Projekte verstehen, geht es darum, der von Longo und Clausen (2011) beschriebenen *tragedy of the commodity*, also der Tragik der Ware, entgegenzuwirken, indem wichtige

Bereiche des Lebens entkommerzialisiert bzw. dekommodifiziert werden, um sie als Commons zu organisieren. Im Zentrum steht dabei die Befriedigung konkreter Bedürfnisse.

Die Frage der ökologischen Nachhaltigkeit stellt sich in diesem Diskurs in einer ganz anderen Weise als in Kapitel 2.2 und 2.3. Die ökologische Krise wird hier in Verbindung mit der kapitalistischen Produktionsweise gebracht, deren inhärenter konkurrenzinduzierter Zwang zu Profitmaximierung und stetigem Wachstum, die ökologischen Grenzen nicht einhalten kann. Die Übernutzung der Ressourcen (ob fossile Ressourcen, die Atmosphäre durch den Klimawandel oder der Fischbestand der Meere) sei somit nicht durch das ‚natürliche Verhalten' von Individuen, die auf bestimmte ökonomische oder soziale Anreize reagieren, zu erklären, sondern durch die expansive Dynamik der kapitalistischen Verwertungslogik (vgl. Exner et al., 2008). Die Commons stellen als Grundlage einer alternativen Produktionsweise, die das Potential hat, gesellschaftliche Dimension anzunehmen, einen Ausweg aus dieser Logik dar:

> „the needs which many commons satisfy are not infinitely expanding. They are not determined by a growth-oriented external system producing goods and services, but rather are constantly adjusted and limited by the specific commons regime itself, whose physical characteristics remain in everyone's view. Without the race between growth and the scarcity which growth creates, there can thus be a sense of "enoughness". (ecologist 1994, S.110)

3. Theoretische und methodologische Grundlagen

In dieser Arbeit möchte ich ein Projekt, das sich, wie in Kapitel 1.4 dargestellt, als transformatorisch versteht, untersuchen. In diesem Kapitel möchte ich zunächst die theoretischen und methodologischen Grundlagen meines Zugangs entwickeln. Zunächst möchte ich Einschränkungen der Commons-Forschung, wie ich sie in Kapitel 1.3 beschrieben habe, problematisieren, um dann einen subjektwissenschaftlichen Ansatz zu formulieren.

3.1 Theoretischer Hintergrund und Kritik der CPR-Literatur

Dreh- und Angelpunkt der Commons-Forschung ist das Problem der Kooperation. Während die Tragik-Autoren_innen die Kooperationsfähigkeit weitestgehend ausschließen und als Ausweg aus dem Hobbesschen Dilemma des Krieges aller gegen alle (bellum omnium contra omnes), in dem „der Mensch dem Menschen ein Wolf ist“ (homo homini lupus), nur die unsichtbare Hand des Marktes oder die autoritäre Hand des Staates sehen, gehen die CPR-Autoren_innen von der Möglichkeit selbstorganisierter Institutionen aus, die Kooperation ermöglichen. Letzterem Ansatz geht es darum, eine Theorie des kollektiven Handelns zu entwickeln:

> „Focusing on costs and benefits to individual actors, incentives and penalties, institutional analysis demonstrates the economic rationality of co-operation and the possibility of co-operative equilibrium outcomes from competitive games“ (Mosse, 1997, S. 469).

Davon ausgehend besteht der Fokus darin, zu untersuchen, *unter welchen Bedingungen* Menschen kooperieren, um verallgemeinerte Vorhersagen über kooperatives Verhalten zu machen. Am deutlichsten wird dies in der experimentellen Spieltheorie, deren Ziel es ist, den Einfluss isolierter Variablen auf die Kooperation in der Experimentalsituation zu messen.

Gemäß dem methodologischen Individualismus ist der theoretische Ausgangspunkt das isolierte Individuum, im Falle der klassischen Rational-Choice-Ansätze der Homo Oeconomicus:

> „it regards the actor-world relation as a subject-object model, where the actor is a 'lonely subject' who has to survive in an objective world, which he tries to manipulate, and where co-operation takes only place to the degree that it fits with his egocentric calculus of utility (Habermas, 1997; cf. Wilson & Jentoft, 1999)“ (Steins et al., 2000, S. 3).

Der methodologische Individualismus beschreibt eine sozialwissenschaftliche Herangehensweise, die versucht, soziale (gesellschaftliche) Phänomene ausgehend von dem Individuum und dessen Handlungen zu erklären und zu beschreiben (Piekenbrock, 2009). Somit nimmt er eine individuumzentrierte Position in der sozialwissenschaftlichen Auseinandersetzung in Bezug auf das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft, respektive Struktur und Handlung, ein. Dem methodologischen Individualismus geht eine *nominalistische Vorstellung von Gesellschaft* voraus, wobei Gesellschaft ein bloß theoretisches Abstraktum ist, das abkürzend die Summe aller Individuen und deren Interaktionen bezeichnet. Für diese Position sind gesellschaftliche Strukturen, sofern Gesellschaft als Gegenstand untersucht wird, etwas von den bereits vorhandenen Individuen erst Herzustellendes. Der Ausgangspunkt der CPR-Autoren_innen, die sich an der Rational-Choice-Theorie orientieren, sind isoliert gedachte Individuen, die aufgrund von Kosten-Nutzen-Kalkulationen kooperieren und *Institutionen für kollektives Handeln* schaffen. Gesellschaft als Ensemble von Institutionen lässt sich dadurch wieder auf das individuell rationale Verhalten zurückführen.

Aufgrund dieser Annahmen merken einige Autoren_innen an, dass CPR-Autoren_innen trotz der entschiedenen Zurückweisung Hardins Tragik der Allmende die grundlegenden epistemologischen Annahmen und Ontologisierungen reproduzieren (Goldman, 1997; Johnson, 2004; McCarthy, 2009). St. Martin (2007) schreibt in diesem Zusammenhang:

> „the solutions to tragedy are represented as technical solutions that build upon the rational economic choices of individuals to appropriate resources and produce individual wealth (see also Mansfield 2004).

> Tragedy may be averted, but the commons remains a site of negotiation between essentially individual utility-maximizing subjects who seek to appropriate quantities of resources; the commons remains within the domain of capitalism, an essentially capitalist economic space“ (S. 260).

Aguilera-Klink (1994) schreibt sogar, dass die tragedy of the commons genauer gesagt als eine *Tragik des methodologischen Individualismus* zu bezeichnen sei (S. 221).

Im Hinblick auf die Psychologie hat Holzkamp (2009) diese Problematik als *Verkehrung von Konkretheit und Abstraktheit menschlicher Verhältnisse* beschrieben, wobei

> „das Einzelindividuum unbefragt als das ‚Konkrete’ bestimmt und demgegenüber Konzeptionen wie ‚Gesellschaft’ als Resultat der generalisierenden Abstraktion ansieht, die an den Verhaltensweisen ‚konkreter’ Einzelindividuen ansetzt, so dass ‚Gesellschaft’ als etwas bloß Gedachtes erscheint, das im Verhalten von Einzelindividuen seine einzige empirische Grundlage hat. ... das Konzept des Einzelindividuums [ist] vielmehr außerordentlich abstrakt, nämlich Ergebnis der Abstraktion von der konkreten historisch-gesellschaftlichen Lage des Menschen ist“ (S. 108).

Ein Aspekt dieser Verkehrung von Konkretheit und Abstraktheit ist die Denkform des abstrakt-isolierten Individuums, das in einer prinzipiellen Konkurrenz zu anderen Individuen steht wobei von der konkreten gesellschaftlichen Lage abstrahiert wird (Holzkamp, 1970, zit. nach Markard, 2009, S. 42).

Einige Autoren_innen (Steins & Edwards, 1999; Husain & Bhattacharya, 2004; Saunders, 2010; Robbins, 2004) haben den Einwand erhoben, dass die CPR-Literatur historisch-gesellschaftliche, ökonomische, kontextuelle Faktoren gar nicht oder kaum beachtet. Es würden lediglich Faktoren herangezogen, welche die unmittelbare Situation der Akteure betreffen: „CPR theorists have treated communities as islands, isolated from the influences of the external world“ (Husain & Bhattacharya, 2004, S. 203). Es stellt sich die Frage, auf welche Weise gesellschaftliche Faktoren

berücksichtigt werden können. Autoren_innen wie Agrawal (2001) schlagen vor, Faktoren, die den gesellschaftlichen Zusammenhang betreffen als weitere unabhängige Variable aufzunehmen. Durch solch ein Vorgehen würde zum einem die Denkform des abstrakt-isolierten Individuums allerdings reproduziert werden, wonach „vom gesellschaftlichen Zusammenhang isolierte individuelle Menschen dem abstrakten Systemgesamt ‚Gesellschaft'" (Meretz, 2012, S. 65) unvermittelt und somit äußerlich gegenüber stehen. Zum anderen wird der Sachverhalt missachtet, dass Menschen nicht nur unter gesellschaftlichen Bedingungen leben und von diesen beeinflusst werden, sondern diese Bedingungen auch erschaffen, verändern und reproduzieren. In solch einer Konzeption wird der Mensch nur als *unter Bedingungen stehend* gefasst. Auch Steins und Edwards (1999) problematisieren diese Herangehensweise und konstatieren, dass die CPR-Literatur den gesellschaftlich-historischen Sachverhalt nur als „black box" (S. 551) auffassen. Hierbei wird eine Trennung zwischen Individuum und Gesellschaft konstruiert, wobei das dialektische Verhältnis zwischen historisch-konkretem gesellschaftlichem Prozess und Individuum nicht erfasst werden kann. Entgegen der Auffassung nach Ernst (1998), dass es für Untersuchungen der Geschehnisse in Allmende-Situationen nützlich sei, „von den komplexen Realitäten mehr oder weniger zu abstrahieren", um somit „die wichtigsten Strukturen des Problems formal oder experimentell handhabbar machen" (S. 253), gilt es genau diese komplexen Realitäten, die das Individuum erfährt und die prinzipiell intersubjektiv kommunizierbar sind, Rechnung zu tragen. Denn sonst erhalten theoretische Aussagen

> „ – dem naturgeschichtlichen wie dem gesellschaftlich-historischen Prozeß gegenüber – den Charakter einer abstrakt-unhistorischen Allgemeinheit: ‚Menschen' bzw. ‚Organismen' überhaupt verhalten sich unter den und den Bedingungen so und so" (Holzkamp, 1985, S. 43).

Wie in Kapitel 2.3.3. dargestellt, erweitern psychologische Ansätze in der experimentellen Spieltheorie und Verhaltensökonomie das Bild des Homo Oeconomicus, da die Vorhersagekraft der Rational-Choice-Annahmen in Experimenten schwach ist. Ernst (1997) stellt fest:

> „Selbst in experimentellen Spielen, die – für die Versuchspersonen bekannt – nur eine Runde dauern und damit die Reziprozität,

darüberhinaus aber auch Faktoren wie Freundschaft, Verwandtschaft, sozialer Druck usw. ausgeschlossen wurden, werden ständig höhere Kooperationsraten als rational erklärbar erzielt“ (S. 65).

Die Figur des allwissenden ökonomischen Nutzenmaximierers wird durch differentielle Annahmen wie Persönlichkeitseigenschaften, soziale Orientierungen, Annahmen über kognitive Verzerrungen und Attributionen, sowie durch die Wirkung von (kulturspezifischen) sozialen Normen erweitert. Dadurch ist die Verkehrung von Konkretheit und Abstraktheit aber nicht aufgehoben. Das scheinbar konkrete Individuum ist hier nur ein anderes als bei Rational-Choice-Ansätzen. Nach Münnich (2011) würden diese Modelle „das Modell des Homo oeconomicus zwar um soziale Einflüsse zu erweitern, es im Kern aber zu untermauern“ (S. 381). Gesellschaft wird lediglich als Handlungsdeterminante gefasst, als äußerliche bedingende Faktoren, zum Beispiel in Form von sozialen Normen (individualistischen vs. kollektivistischen Kulturen), denen das Individuum unterworfen sei. In einer kritischen Auseinandersetzung mit der traditionellen Psychologie wurde diese Auffassung von Leontjew (1987) als „Postulat der Unmittelbarkeit“ (S. 77) bezeichnet. Ich werde bei der Behandlung des Bedingtheits- und Begründungsdiskurs in Kapitel 3.2.5 darauf zurückkommen.

Einige Autoren_innen schlagen, ausgehend von den dargestellten Kritikpunkten, alternative theoretische Ansätze zur Erforschung von Commons vor. Zum Beispiel beziehen sich Steins und Edwards (1999), sowie Vatn (2005, S. 29ff), theoretisch in Anlehnung auf Berger und Luckmann (1967) auf einen sozial-konstruktivistischen Ansatz. Saunders (2009) betrachtet die CPR-Literatur kritisch aus der Perspektive der Politischen Ökologie (vgl. Robbins, 2004). Im Folgenden möchte ich einen subjektwissenschaftlichen Ansatz entwickeln.

3.2 Ein subjektwissenschaftlicher Ansatz

Zentral für eine dialektische sowie subjektwissenschaftliche Perspektive ist, dass

„die Spezifik des Menschen darin besteht, daß er seine

> Lebensbedingungen und Lebensmittel selbst produziert – daß er also nicht nur unter Bedingungen steht, sondern die Bedingungen, unter denen er lebt, selbst produziert!“ (Holzkamp, 1987, S. 13).

Um dieses Mensch-Welt-Verhältnis begrifflich zu fassen, möchte ich die Begriffe der *gesellschaftlichen Natur des Menschen* und *gesamtgesellschaftlichen Vermitteltheit individueller Existenz* einführen.

3.2.1 Gesellschaftliche Natur des Menschen

Die gesellschaftliche Natur des Menschen ist das Analyseresultat des Versuchs mit der funktional-historischen Analyse (Maiers, 1999) psychologische Kategorien auf historisch-empirischer Grundlage zu entwickeln. Das heißt, die naturgeschichtliche Herausbildung des Psychischen bis zur Anthropogenese und damit zur biologischen Ermöglichungsgrundlage individueller Vergesellschaftung, der evolutionären Entwicklung des Menschen, zu rekonstruieren. Den letzten Schritt dieser Analyse stellt die phylogenetische Entstehung des Menschen dar. Tiere und subhumane Hominini (wie z.B. der Homo Neanderthalensis) unterscheiden sich vom Menschen dadurch, dass Menschen ihre Lebensbedingungen nicht nur vorfinden und sich daran anpassen, sondern dass sie die Lebensbedingungen in einem selbständigen Prozess *gesellschaftlich* herstellen. Holzkamp (1985) bezeichnet die Entwicklung zur gesellschaftlichen Natur des Menschen allgemein als „wachsende aktive Aneignung der Natur durch verändernd-eingreifende Vergegenständlichung verallgemeinerter Zwecke der Lebensgewinnung“ (S. 176). Die Herstellung der Lebensmittel erfolgt nicht mehr unmittelbar in kooperativen Sozialverbänden, sondern durch

> „ein ‚in sich’ lebensfähiges Erhaltungssystem ..., das selbständiger Träger historischer Kontinuität und Entwicklung ist und das der Einzelne in seinen unmittelbaren sozialen bzw. kooperativen Beziehungen als ihn selbst überdauernde Struktur, in die er sich ‚hineinentwickeln’ muß, vorfindet“ (ebd., S. 306).

Die Rede von einem „in sich lebensfähigem Erhaltungssystem“ bezieht sich

auf die Sichtweise, dass Gesellschaft nicht nur die Summe von Individuen, Interaktionen und Kooperationen darstellt, sondern einen eigenen Systemcharakter besitzt (vgl. Schlemm, 2007). Die Gesellschaft reproduziert sich danach nach eigenen Logiken. Zwar konstituieren Individuen und individuelle Handlungen die Gesellschaft, ihre Entwicklung und Gestalt ist aber nicht nur, wie im methodologischen Individualismus angenommen, durch diese erklärbar.

3.2.2 Gesamtgesellschaftliche Vermitteltheit individueller Existenz und Möglichkeitsbeziehung

Durch den Sachverhalt, dass Lebensbedingungen verallgemeinert-vorsorgend durch einen gesellschaftlichen Prozess hergestellt werden, ist die *individuelle Existenz gesamtgesellschaftlich vermittelt*. Während die Existenz tierischer Organismen unmittelbar abhängt von dem jeweiligen Sozialverband und dieser Sozialverband auf die direkten Beiträge des einzelnen Lebewesens angewiesen ist, ist das Verhältnis vom Menschen zur gesellschaftlichen (Re-)Produktion in einer spezifischen *Möglichkeitsbeziehung* zu fassen. Gesellschaft als Erhaltungssystem reproduziert sich zwar auf Grundlage der Beiträge der einzelnen Menschen, aber es ist nicht unmittelbar vorgegeben, *ob und wie* sich ein einzelnes Individuum daran beteiligen muss. Der Zusammenhang zwischen gesellschaftlicher Produktion und individueller Existenz ist nicht unmittelbar, sondern vielfach *vermittelt*. Diese Aufhebung des unmittelbaren Zusammenhangs zwischen der Schaffung der Lebensbedingungen und ihrer individuellen Nutzung wird als *Ummittelbarkeits-Durchbrechung* bezeichnet, weil diese beiden Momente durch die gesamtgesellschaftliche Vermitteltheit „immer stärker auseinandertreten und sich gegeneinander verselbständigen“ (Holzkamp 1985, S. 192).

Vom Standpunkt des Subjekts aus betrachtet, sind gesamtgesellschaftliche Handlungsnotwendigkeiten also keine Handlungsdeterminanten. Für das Individuum existiert die Lebenswelt als Inbegriff sachlich-sozialer Weltgegebenheiten, die über gesellschaftliche

Sprach- und Denkformen vermittelte Handlungsmöglichkeiten bzw. -behinderungen darstellen. Dadurch ergibt sich für das Individuum die *Möglichkeit, sich bewusst zu den gesellschaftlichen Anforderungen zu verhalten*. Dieses „bewusste-Verhalten-zu“, d.h. die „Erkenntnisdistanz“, die Holzkamp (1985) als „gnostische Welt- und Selbst-beziehung“ (S. 237) bezeichnet, macht menschliches Bewusstsein und (Inter-)Subjektivität erst möglich. Das Individuum kann sich nämlich zur Welt, zu sich selbst und zu anderen ins Verhältnis setzen. Die Möglichkeitsbeziehung impliziert also erstens, dass das Individuum Handlungsalternativen hat, die es *begründet* verwirklicht, und dass zweitens, „die Ebene einer *reflexiven Perspektiven-Verschränkung* als Spezifikum menschlicher Sozialbeziehungen erreicht ist“ (ebd., S. 237). Begründet handeln heißt, dass Umweltbedingungen das Handeln nicht bedingen, sondern die objektiven Bedingungen sind als Bedeutungen zu fassen, „die für die Menschen Handlungsmöglichkeiten repräsentieren, zu denen sie sich verhalten können und müssen“ (Markard, 2000, Absatz 8). Bedeutungen, die das Individuum anhand seiner Bedürfnisse akzentuiert, macht es dadurch zu *Prämissen* seiner Handlungsgründe. Prämissen sind also jene Bedingungen, die ich aus den für mich relevanten Bedeutungen herausgliedere und zur Grundlage meines Handeln mache; „sie sind sozusagen der subjektiv begründete Weltbezug“ (Markard, 2000, Absatz 9).

Reflexive Perspektiven-Verschränkung bedeutet, dass ich andere Menschen generell als Subjekte erfassen kann, das heißt, als „‚Ursprung’ des Erkennens, des ‚bewussten’ Verhaltens und Handelns ‚gleich mir’“ beziehungsweise als „gleichrangiges, aber von mir unterschiedenes ‚Intentionalitätszentrum’“ (Holzkamp, 1985, S. 238). Vom Standpunkt meiner Welt- und Selbstsicht kann ich den_die andere_n gleichzeitig in seiner_ihrer Welt- und Selbstsicht reflexiv berücksichtigen. Das heißt, Menschen können sich *intersubjektiv* aufeinander beziehen, also die Begründetheit ihrer Handlungen, Sichtweisen und Intentionen kommunizieren und prinzipiell verstehbar machen. Handlungen anderer sind für mich nur dann nicht nachvollziehbar, unbegreiflich oder unverständlich, wenn ich keinen Zugang zu den jeweiligen Prämissen habe, was aber nicht die Begründetheit der jeweiligen Lebensäußerungen infrage stellt. Diese Auffassungen haben

weitreichende Konsequenzen für die sozialwissenschaftliche Forschung, auf die ich später zurückkommen werde.

3.2.3 Handlungsfähigkeit als zentrale Kategorie

Um die Vermittlung zwischen gesellschaftlichem Prozess und individueller Lebenstätigkeit auf den Begriff zu bringen, wird dies in den Subjektwissenschaften als *Handlungsfähigkeit* bezeichnet und stellt zugleich eine zentrale subjektwissenschaftliche Kategorie dar. Es geht darum, den Zusammenhang psychologisch zu konkretisieren, dass Menschen die Lebensbedingungen gesellschaftlich herstellen, unter denen sie leben. Durch die gesamtgesellschaftliche Vermittlung individueller Existenz ist die menschliche Bedürfnisbefriedigung und subjektive Befindlichkeit mit der Teilhabe des Einzelnen am gesamtgesellschaftlichen Prozess der Lebenserhaltung vermittelt. Die Kategorie der Handlungsfähigkeit wird gefasst als „Verfügung des Individuums über seine eigenen Lebensbedingungen in Teilhabe an der Verfügung über den gesellschaftlichen Prozess“ (ebd., S. 241).

Diese Fähigkeit zur Verfügung über die eigenen Lebensbedingungen wird hier also in einem umfassenden Sinn verstanden, nämlich als Verfügung nicht nur über die Möglichkeit der Befriedigung der eigenen Bedürfnisse, *unter* den Bedingungen der gesellschaftlichen arbeitsteiligen Lebensgewinnung, sondern auch Verfügung *über* jene Bedingungen selbst, unter denen Bedürfnisbefriedigung stattfindet. Subjektiv tritt die Handlungsfähigkeit als Erfahrung ihrer Einschränkung in Erscheinung, „was gleichbedeutend mit der subjektiven Notwendigkeit der Überwindung dieser Einschränkung ist“ (ebd., S. S.241). Holzkamp verdeutlicht Handlungsfähigkeit als Grundbedürfnis menschlicher Spezifik am Beispiel des Hungers. Wenn ein Individuum Hunger leidet,

> „so leidet es nicht nur isoliert ‚Hunger’ als spezielle Bedürfnis-Spannung, sondern es leidet *darin* und *gleich elementar* an seiner *Ausgeliefertheit* an eine Situation, in welcher es so *weitgehend von der vorsorgenden Verfügung über seine eigenen Lebensbedingungen*

abgeschnitten ist, dass es *‚hungern' muß*" (ebd., S. 246).

Zur Bedürfnisbefriedigung auf menschlicher Spezifik gehört also nicht nur die unmittelbare Befriedigung aktueller Spannungszustände, sondern muss immer unter dem Aspekt der Verfügung über die Befriedigungsquellen betrachtet werden. Menschen haben grundsätzlich die „doppelte Möglichkeit" (ebd., S. 354), sich mit bestehenden Möglichkeiten zu arrangieren, oder durch die Veränderung der Bedingungen der Handlungsmöglichkeiten, die personale Handlungsfähigkeit zu erweitern. Kurz gefasst, kann man sich also unter gegebenen Bedingungen einrichten oder die Bedingungen des Handelns, im Streben nach erweiterten Handlungsmöglichkeiten, selbst verändern .

Diese erst einmal allgemein gefasste Handlungsfähigkeit nimmt in machtvermittelten Gesellschaftsformationen zwei zu unterscheidende Formen an: In einer kapitalistischen Gesellschaft wird die doppelte Möglichkeit mit dem Begriffspaar *restriktive/verallgemeinerte* Handlungsfähigkeit gefasst. Dazu sei angemerkt, dass gesellschaftliche Verhältnisse dem Individuum nie in ihrer Totalität gegeben ist, sondern nur in Ausschnitten, in denen gesellschaftliche Verweisungszusammenhänge nicht mehr unmittelbar ersichtlich und erfahrbar sind. Das bedeutet, dass „in kritischen Situationen Gründe und Konsequenzen je meines Handelns nicht auf der Hand liegen, sondern dass sie gegen Vordergründigkeiten, Selbsttäuschungen usw. erst herausgearbeitet werden müssen" (Markard, 1998a, S. 161). Das Begriffspaar restriktive/verallgemeinerte Handlungsfähigkeit dient nun dazu, konkrete kritische Situationen, Probleme und Befindlichkeiten, auf die in ihnen liegenden widersprüchlichen Handlungsbegründungen, in einem Prozess der sozialen Selbstverständigung analysierbar zu machen. Der Begriff der restriktiven Handlungsfähigkeit soll dabei widersprüchliche Begründungsfiguren des eigenen Handelns erfassbar machen, wobei ich „selbst an der Perpetuierung der Umstände, durch welche diese[, meine Handlungsfähigkeit, D.N.] bedroht ist, mit[wirke]" (Holzkamp, 1985, S. 378). Restriktive Handlungsfähigkeit bedeutet, dass auf die Erweiterung der Verfügung über die Bedingungen verzichtet wird und somit nur innerhalb des Rahmens der bestehenden Verhältnisse gehandelt wird. In diesem Fall richtet

man sich unter Macht-, Konkurrenz- und Abhängigkeitsverhältnissen ein und reproduziert diese dadurch. Man arrangiert sich mit und reproduziert herrschaftsvermittelte Einschränkungen der Verfügung über die eigenen Lebensbedingungen. Das ist aus subjektwissenschaftlicher Sichtweise keineswegs als irrational zu qualifizieren, sondern ist in konkreten gesellschaftlichen Bedeutungsstrukturen begründet, die es konkret zu analysieren gilt. Mit dem Begriff der verallgemeinerten Handlungsfähigkeit werden Handlungs- und Denkmöglichkeiten gefasst, die über die restriktive Form hinausweist, das heißt, in Richtung der „Möglichkeit der gemeinsamen Erweiterung der Verfügung über die Lebensbedingungen im *allgemeinen* Interesse der Erhöhung ‚menschlicher' Lebensqualität" (ebd., S. 374).

Es ist wichtig zu betonen, dass es sich bei diesen Begriffen um analytische und nicht deskriptive oder normative Kategorien handelt. Sie zielen nicht auf eine Typologisierung oder Bewertung von Handlungen, auch nicht auf eine Einteilung in restriktiv oder verallgemeinert handelnde Menschen. Es handelt sich um ein begriffliches Instrumentarium zur Analyse von Begründungsmustern und auf die ihnen zugrundeliegenden Bewältigungs- und Abwehrformen. Zweck des Begriffspaars ist, „die Hilfe der Erfassung ‚je meiner' Selbstbehinderungen und deren Überwindbarkeit, damit Förderung subjektiver Verfügungsmöglichkeiten/Lebensqualität unter ‚unseren' gesellschaftlichen Lebensverhältnissen" (Holzkamp, 1990a, S. 45).

3.2.4 Zwei Ebenen der Kooperation: unmittelbare und gesamtgesellschaftlliche

Aus den Darlegungen des Verhältnisses von Individuum und Gesellschaft ergeben sich auch neue Sichtweisen auf den Begriff der Kooperation. Die verallgemeinert-vorsorgende Herstellung der Lebensbedingungen durch das in-sich lebensfähige Erhaltungssytem *Gesellschaft,* das sich nach eigenen Logiken entwickelt, ist in seiner arbeitsteiligen Organisation als umfassender kooperativer Zusammenhang zu verstehen. Demgegenüber ist allerdings die unmittelbare interpersonale Kooperation zu unterscheiden (vgl. Meretz, 2003):

> „Wir müssen unterscheiden zwischen gesamtgesellschaftlicher Kooperation als Wesensbestimmung der menschlichen Lebensgewinnungsform überhaupt und Kooperationen auf Handlungsebene als interpersonalem Prozess zwischen Individuen“ (Holzkamp, 1985, S. 325).

Gesamtgesellschaftliche Kooperation ist daher ein unhintergehbares, menschliches Spezifikum. Das Konzept der gesellschaftlichen Natur des Menschen bringt zum Ausdruck, dass diese Gesellschaftlichkeit (Fähigkeit sich zu vergesellschaften) biotisch (natürlich) in jedem Menschen angelegt ist. Gesellschaftlichkeit ist also nichts, das zu isolierten Individuen zusätzlich hinzukommen muss. Im Gegensatz zur Auffassung des methodologischen Individualismus, auf dem die CPR-Literatur inklusive Neue Institutionenökonomie und experimentelle Spieltheorie aufbaut und der von primär vereinzelten Individuen ausgeht, die sekundär sozial werden,

> „ist die menschliche Vereinzelung kein elementarer Sachverhalt, sodaß man besondere Gründe oder Erklärungsmodelle für das Entstehen sozialer Beziehungen brauchte, sondern umgekehrt: Soziale Beziehungen sind der schon phylogenetisch überkommene elementare Ermöglichungsgrund gesellschaftlicher Lebenserhaltung“ (ebd., S. 329).

Von dieser vermittelten gesamtgesellschaftlichen Kooperation ist die unmittelbare personale Kooperation zu unterscheiden, jedoch nicht zu trennen. Da individuelles Handeln sich immer im Medium der Gesellschaft bewegt, ist personale Kooperation auch stets Moment der gesellschaftlichen Totalität. Unmittelbare Kooperationen und situative Konstellationen seien in übergreifende gesellschaftliche Strukturen eingebunden, so Markard (2010, S. 170).

> „Demnach muß es besondere Gründe oder Erklärungen für das Zustandekommen von Vereinzelung geben, wobei die Vereinzelung an der essentiellen Bedeutung sozialer Beziehungen für die gesellschaftliche Lebensgewinnung nichts ändert, da sie immer nur interpersonale Vereinzelung auf der Basis gesellschaftlicher Integration des Individuums sein kann“ (ebd., S. 329).

Kooperatives Handeln, ebenso wie nicht-kooperatives und konkurrenzielles

Handeln, wie es sich in Commons-Projekten manifestiert, ist also als *begründete Handlung* aufzufassen. Diese Handlungen sind dabei weder durch äußere Faktoren bedingt, „noch Resultat frei flottierender Sinnstiftung, sondern in gesellschaftlich strukturierten Bedeutungskonstellationen begründet“ (Markard, 1998, S. 36).

Im Folgenden möchte ich die methodologischen und forschungspraktischen Konsequenzen dieser theoretischen Grundlage darstellen.

3.2.5 Methodische Konsequenzen: Begründungsdiskurs, Mitforscher_innen-Prinzip, Möglichkeitsverallgemeinerung und Entwicklungsfigur

Hervorgehend aus dem oben dargestellten Gegenstandsverständnis werden subjektwissenschaftliche Aussagen nicht als kontingente und prüfbare Bedingungs-Ereignis-Relationen, sondern als *Prämissen-Gründe-Zusammenhänge* (auch *Begründungsmuster*) formuliert. Bedingungs-Ereignis-Relationen sind Aussagen, die von einem Außenstandpunkt *über* Menschen gemacht werden im Modus eines *Bedingtheitsdiskurses* und lauten: ‚Wenn die und die Bedingungen (Variablen) bestehen, dann verhalten sich Menschen so und so’. Im Unterschied dazu sind Prämissen-Gründe-Zusammenhänge immer vom Standpunkt des Subjekts aus zu formulieren, da Gründe immer erster Person sind. Prämissen-Gründe-Zusammenhänge artikulieren vom Subjekt gestiftete Sinnzusammenhänge und seien Ausdruck subjektiv guter Gründe, so Markard (2000, Absatz 31). Die Bezeichnung *Begründungsdiskurs* charakterisiert in diesem Zusammenhang die Beziehungsform subjektiver Verständigung, das heißt, die Diskursform intersubjektiven Umgangs, die durch die Möglichkeit reflexiver Perspektiven-Verschränkung begründet ist.

Der dargelegten subjektwissenschaftlichen Perspektive widerspricht es, theoretische Aussagen über Handeln, Denken und Fühlen (und damit auch kooperatives Handeln) als kontingente Bedingungs-Ereignis-Relationen zu formulieren, die im Sinne einer kritisch rationalisitschen

Wissenschaftsauffassung prüfbar wären. Die Frage nach der empirischen Prüfbarkeit von Hypothesen in der Psychologie wurde auch von Smedslund (1978, 1984) und Brandtstädter (1982, 1984, 2004) aufgeworfen. Brandtstädter (2004) zum Beispiel unterscheidet zwischen empirischen und nicht empirischen Urteilen und weist darauf hin, dass viele psychologische Untersuchungen *begriffskonstitutive* und nicht empirisch zu prüfende Zusammenhänge thematisieren. Des Weiteren bezeichnet Smedslund Studien, die solche implikativen, also nicht kontingenten, Zusammenhänge zu prüfen versuchen als „pseudoempirical“ (1984, S. 245).

Theorien, die im *Begründungsdiskurs* formuliert werden, sollen der *Selbstverständigung* über den Zusammenhang zwischen der jeweiligen Befindlichkeit oder Lebensproblematik und den eigenen Lebensbedingungen beziehungsweise deren Bedeutungen in den eigenen Prämissen-Gründe-Zusammenhängen dienen (Markard, 2009). Der subjektwissenschaftlichen Konzeption nach befinden wir uns in einer *gemeinsamen* Welt, die *objektiv bedeutungsvoll* ist. Wir beziehen uns mit unseren Handlungen auf sie aus „je meiner“ Perspektive.

Dadurch wird eine Analyse über das Verhältnis zwischen subjektiver Bestimmung (meine Gründe und Einflussmöglichkeiten) und objektiver Bestimmtheit (die Bedingungen, unter denen ich lebe) ermöglicht. Gegenstand der Theoriebildung ist damit nicht das Subjekt, sondern

> „die Welt, wie jeweils ich sie erfahre, als Fluchtpunkt meiner möglichen Verständigung mit anderen darüber, was dieser oder jener Weltaspekt für uns bedeutet und welche Handlungsmöglichkeiten und -notwendigkeiten sich daraus ergeben“ (Holzkamp, 1993, S. 71).

Es wird eben nicht die unmittelbare Wirkung von Bedingungen auf Subjekte, sondern die subjektive Bedeutung untersucht, die konkrete Lebensumstände für die Subjekte erhalten, abhängig „von ihrer spezifischen Situation und den ihnen zur Verfügung stehenden gesellschaftlichen Interpretationsangeboten sowie Handlungsmöglichkeiten“ (Osterkamp, 2001, S. 8).

Eine subjektwissenschaftliche Herangehensweise will damit einen vermittelten Weg in dem, in der Soziologie diskutierten, Mikro-Makro-Problem zwischen Voluntarismus und Determinismus realisieren. In diesem Sinne

werden Menschen nicht *be*forscht, sondern sie stehen prinzipiell auf der Forscherseite und sind daher als Mitforscher_innnen zu betrachten.

> „Da Gründe als solche immer ‚erster Person', also ‚je meine' Gründe sind, werden die Forschungsfragen hier nicht mehr vom Standpunkt ‚dritter Person', also als Fragen über Menschen, sondern vom Subjektstandpunkt, also als Fragen der Betroffenen selbst, gestellt. So geht hier also ... nicht darum, die Menschen zum Problem zu machen, sondern die Probleme der Menschen aufzugreifen" (Holzkamp, 1990, S. 9).

Möglichkeitsverallgemeinerung

Da die Prämissen-Gründe-Zusammenhänge immer vom Standpunkt des Subjekts formuliert und somit einzelfallbezogen sind, stellt sich die Frage nach der Verallgemeinerbarkeit der Aussagen beziehungsweise nach dem sogenannten Induktionsproblem, also dem Schließen von besonderen Sätzen (Beobachtungen, Aussagen) auf allgemeine Sätze. Um die subjektwissenschaftliche Bearbeitung dieses Problems deutlich zu machen, möchte ich zunächst andere verbreitete Modelle der Verallgemeinerung darstellen.

Das vorherrschende Modell zur Lösung des Induktionsproblems in der Psychologie ist die Falsifikationsstrategie nach Karl Popper (1966), wonach Hypothesen logisch konsistent und prinzipiell widerlegbar sein müssen, um anschließend zu versuchen, sie in empirischen Untersuchungen zu falsifizieren. Die Argumentation dahinter ist, dass empirische Befunde wissenschaftliche Hypothesen zwar nie verifizieren, wohl aber falsifizieren können. Die Aussage „Alle Schwäne sind weiß" lässt sich durch das Beobachten vieler weißer Schwäne niemals beweisen, aber ein einziger schwarzer Schwan kann sie aber falsifizieren. Solange Theorien nicht falsifiziert worden sind, gelten sie als *bewährt*. Hervorzuheben ist nun, dass diese Falsifikationsstrategie einen bestimmten Typ wissenschaftlicher Aussagen voraussetzt und zwar, dass „der in der Hypothese formulierte Zusammenhang unter den dort angegebenen Bedingungen/Voraussetzungen *generell* gilt" (Markard, 2009, S.289f, Herv. D.N.). In einer nomothetisch orientierten psychologischen Forschung, wie sie sich beispielsweise in der

experimentellen Spieltheorie darstellt (vgl. Kapitel 2.3.3), geht es darum, Aussagen über *gesetzmäßige Zusammenhängen zwischen Variablen* zu machen. Diese manifestieren sich in Wenn-Dann-Aussagen, wobei eben diese zugrundeliegende Annahme über die Gesetzmäßigkeit der Aussagen formal *gesetz* ist (Markard, 1991). In Bezug auf die Erforschung menschlichen Verhaltens muss folglich jenes als *bedingt* angesehen werden, da sonst die Zusammenhänge nicht kontingent und somit nicht falsifizierbar wären. Markard nennt diesen Verallgemeinerungstyp „universalisitisch“ (ebd., S. 224ff), da es nicht um Aussagen über Verbreitung oder Häufigkeit eines Phänomens geht, sondern um die generellen Gültigkeit von Zusammenhängen. Ein anderer in den Sozialwissenschaften verbreiteter Verallgemeinerungstyp ist der „historisch-aggregative“ (ebd., S. 224ff). Dieser findet bei Umfragen Anwendung, bei denen die Verbreitung von Merkmalen oder Zusammenhängen von Merkmalen in einer bestimmten Population zu einem bestimmten Zeitpunkt erfasst werden sollen. Dies geschieht durch Erhebungen in repräsentativen Stichproben und inferenzstatistische Methoden.

Für einen subjektwissenschaftlichen Ansatz kommen beide bisher dargestellten Verallgemeinerungstypen nicht in Frage. Wie weiter oben dargestellt, wird einerseits die notwendige Annahme der Bedingtheit menschlichen Verhaltens im universalistischen Verallgemeinerungstyp nicht geteilt. Andererseits spielen hier „die untersuchten Subjekte in ihrer individuellen Besonderheit und in ihren lebensweltlichen Bezügen keine konstitutive Rolle“ (Markard, 2009, S. 292). „Die Charakterisierung subjektwissenschaftlicher Geltung und Verallgemeinerung muss sich auf die praktischen Lebensvollzüge der Individuen in historisch-konkreten Konstellationen beziehen“ (ebd., S. 295). Eine Verallgemeinerung im subjektwissenschaftlichen Sinne zielt nicht auf Merkmale von Menschen, sondern auf deren „subjektive Möglichkeitsräume“ (Holzkamp, 1985, S. 294). Dafür hat Holzkamp (1985) den Begriff der *Möglichkeitsverallgemeinerung* gewählt. Diese ist eine Spezifizierung eines sogenannten *historisch-strukturellen Verallgemeinerungstyps*, weil es um historisch konkrete Strukturen und Dimensionen geht (Markard, 1993). Dabei gilt es, das „Verhältnis zwischen allgemeinen gesellschaftlichen Handlungsmöglichkeiten

und meiner besonderen Weise ihrer Realisierung, Einschränkung, Mystifikation“ (Holzkamp, 1985, S. 548) zu begreifen. Da individuelles Handeln, Denken und Fühlen immer in über-individuellen gesellschaftlich strukturierten Bedeutungen begründet ist, enthalten Prämissen-Gründe-Zusammenhänge nicht nur konkret-individuelle, sondern auch allgemeine Momente. „Der ‚meinem’ Handeln, Denken und Fühlen faktisch zugrundeliegende Prämissen-Gründe-Zusammenhang ist *meine* spezifische Realisierung einer *allgemeinen* Handlungsmöglichkeit“ (Reimer, 2011, S. 32). Da Prämissen-Gründe-Zusammenhänge Handlungsmöglichkeiten repräsentieren, die Bezug auf bestimmte Lebensbedingungen und Situationen nehmen, können sich Menschen darin wiederfinden.

> „Im Einzelfall, der verallgemeinert, d.h. an dem das Allgemeine herausgearbeitet wurde, können sich andere mit ihrer ähnlichen Handlungsproblematik wieder erkennen und indem sie sich unter diesen Fall subsumieren, sie also einräumen, dass das auch für sie zutrifft, belegen sie, was an dem Einzelfall verallgemeinert werden kann ... Durch das praktische Lernen am Fall werden für je mich Handlungsmöglichkeiten erfahrbar“ (Held, 2001, S. 264).

Zusammenfassend sei also noch einmal betont, dass die Möglichkeitsverallgemeinerung auf allgemeine *Möglichkeitsräume* für Handlungen abzielt, unter die sich Menschen theoretisch und praktisch subsumieren können.

Forschungsideal *Entwicklungsfigur*

Ausgangspunkt aktualempirischer, subjektwissenschaftlicher Forschung sind in erster Linie kritische Situationen beziehungsweise Probleme in der Lebenspraxis von Betroffenen,

> „in denen Gründe und Konsequenzen ihres Handelns nicht auf der Hand liegen, sondern gegen Vordergründigkeiten, Selbsttäuschungen etc. in Richtung auf hypothetische und praktisch zu erprobende Handlungsoptionen erst herausgearbeitet werden müssen“ (Markard, 2009, S. 279).

Die forschungspraktischen Konsequenzen aus den theoretischen und methodologischen Annahmen sind idealtypisch in der *Entwicklungsfigur*

operationalisiert (vgl. ebd., S. 279ff.), mit welcher „der Prozess einer psychologischen Problemlösung fassbar“ (Markard, 2010, S. 175) werden soll. In diesem Sinne ist dieser Prozess als Handlungsforschung oder „kontrolliert-exemplarische Praxis“ (Holzkamp, 1970, S. 129) zu charakterisieren. Moser (1977) stellt in Anlehnung an Kurt Lewin fest, dass in der Handlungsforschung

> „jene Menschen und Menschengruppen, welche von den Wissenschaftlern untersucht werden, nicht mehr bloße Informationsquelle des Forschers [sind], sondern Individuen, mit denen sich der Forscher gemeinsam auf den Weg der Erkenntnis zu machen versucht“ (S. 13).

In diesem Sinne versucht das Konzept der Entwicklungsfigur das Mitforscher_innenprinzip zu verwirklichen. Der Forschungs- bzw. Problemlöseprozess gliedert sich in vier Instanzen:

1. In der ersten Instanz geht es zunächst darum, dass die Betroffenen ein *lebenspraktisches Ausgangsproblem* identifizieren und formulieren. Es geht um die Herausarbeitung von Problemkonstellationen, die in ihrer Dynamik und in der Verstrickung mit Macht- und Herrschaftsverhältnissen noch nicht durchdrungen sind. Die Schwierigkeit dieser ersten Instanz besteht darin, dass die Schilderung von Problemen selbst schon Deutungen sind, die unvollständig und einseitig sein können, und unterschiedliche Beteiligte das Problem unterschiedlich erleben und interpretieren (Markard, 2009). Idealerweise werden hier unterschiedliche Sichtweisen diskutiert und Daten aus verschiedenen Quellen integriert und reflektiert.
2. In der zweiten Instanz geht es um die *Analyse der Problemlage* durch eine theoretische Aufschlüsselung zusammen mit den Betroffenen. Ziel dieser Instanz ist, die Vielfalt der Interpretationen und Sichtweisen zur Diskussion zu stellen, um dabei kurzschlüssige Begründungs- und Praxisfiguren zu hinterfragen und restriktive Prämissen-Gründe-Zusammenhänge zu identifizieren. Ein typisches restriktives Begründungsmuster, das in einigen Forschungsprojekten identifiziert wurde, ist das der Personalisierung. In diesem Fall werden institutionelle oder gesellschaftliche Widersprüche individualisiert bzw.

in persönliche Konflikte umgedeutet. Verwandt damit ist die Begründungsfigur der Naturalisierung (z.B. „Männer sind von Natur aus aggressiv“).

3. In der dritten Instanz geht es dann um die *Herausarbeitung von Handlungsvorschlägen*. Wenn in der zweiten Instanz diejenigen Prämissen-Gründe-Zusammenhänge identifiziert werden konnten, die zu einer weiteren problematischen Verstrickung führen, wird in der dritten Instanz versucht, „Handlungsprämissen zu akzentuieren, unter denen die Betroffenen andere als die bisherigen Handlungsmöglichkeiten sehen bzw. Handlungsblockierungen auflösen können“ (ebd., S. 284). Alternative Handlungsmöglichkeiten werden reflektiert, um sie praktisch zu erproben.
4. In der vierten Instanz soll eine *Rückmeldung und Auswertung der praktischen Erfahrungen* erfolgen. Entscheidend ist die Erörterung der Frage, inwieweit die Ausgangsproblematik tatsächlich überwindbar geworden ist. Ist eine Lösung des Problems gescheitert, stellt sich die Frage, ob die Analysen des Problems und die Handlungsvorschläge angemessen waren oder ob die praktische Umsetzung überhaupt möglich war. Solche Fragen sind im Konzept der Stagnationsfigur hinsichtlich aller Instanzen systematisiert (vgl. Markard, 2009, S. 286f).

Eine solche Analyse des Scheiterns der Entwicklungsfigur mit Hilfe der Stagnationsfigur eröffnet wiederum die Möglichkeit, sich der Ausgangsproblematik mit erweiterter theoretischer Perspektive zuzuwenden. So kann auch erkannt werden, dass sich die Probleme nicht individuell oder in unmittelbarer Kooperation lösen lassen, sondern, dass es für eine Überwindung des Problems, gesamtgesellschaftlicher Veränderungen bedarf.

> „Für den Einzelnen bedeutet das zu verstehen, warum ‚seine’ Probleme nicht auf bloß individueller oder unmittelbar interpersoneller Ebene zu lösen sind. Dies kann - jenseits von Resignation - auch einschließen, sich nicht immer wieder neu zu verstricken, sondern eine ‚gnostische Distanz’ zu diesen Verstrickungen zu gewinnen, die deren blindes ‚Wirken’ ermäßigt - und damit zugleich aber auf weiter reichende Veränderungen verweist“ (ebd., S. 299).

3.3 Entwurf einer subjektwissenschaftlichen Commons-Forschung

Wie aus den Darlegungen deutlich werden sollte, ermöglicht ein subjektwissenschaftlicher Ansatz eigene Sichtweisen auf das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft, auf Subjektivität und auf methodologische Fragen der Sozialwissenschaften. Im Zentrum steht dabei die Auffassung, dass menschliches Handeln in gesellschaftlich strukturierten Bedeutung begründet ist und im Begründungdiskurs vom Standpunkt des Subjekts zu erforschen ist:

> „Es ist ein Verständnis der Psychologie als eines analytischen Instrumentariums, als eines radikalen Denkens, das nicht unterwirft, sondern ausgehend von konkreten Problemen der Menschen, Verhältnisse (Situationen, Arrangements, Szenen alltäglicher Lebensführung, etc.) durchschaubar zu machen versucht“ (Schraube, 2008, S. 96).

Ausgangspunkt sind Konflikte, Widersprüche und Probleme im täglichen Leben, wobei die menschliche Lebenstätigkeit im Kapitalismus stets widersprüchliche Formen annimmt. Es geht darum, diese Verhältnisse, in denen wir leben und arbeiten, in ihrer Widersprüchlichkeit zu analysieren und sich bewusst zu machen.

Meines Erachtens könnte der subjektwissenschaftliche Ansatz die Commons-Forschung in verschiedenen Forschungsbemühungen bereichern und auf eine neue Basis stellen. Zum einen könnten Befunde aus Feldforschung und Experimenten nach dem „Erkenntnisprinzip der Einheit von Kritik und Weiterentwicklung“ (Markard, 2009, S. 299) in ihrer Begründetheit in gesellschaftlichen Bedeutungsstrukturen begriffen und reinterpretiert werden. Es müsste dann aufgezeigt werden, dass Free-Rider-Verhalten, Defektion und unmittelbare Kooperation in Prämissen begründete Handlungen sind, sodass entsprechende Theorien als Prämissen-Gründe-Zusammenhänge rekonstruiert werden können (vgl. Holzkamp, 1986). Wenn in einem Ressourcendilemma-Experiment, wie in Kapitel 2.3.3 beschrieben, die Instruktion lautet, möglichst viel Gewinn zu machen und die

Versuchsperson keine Möglichkeit hat, mit den anderen Spielern zu kommunizieren, ist es durchaus vernünftig, nicht zu kooperieren. Es handelt sich hier nicht um einen kontingenten, sondern um einen sinnvermittelten, implikativen Zusammenhang. Wenn eine Versuchsperson allerdings in diesem Experiment kooperiert, ist das keine Widerlegung des Zusammenhangs, sondern diese Person hat andere – nicht berücksichtigte – Gründe (zum Beispiel, dem Versuchsleiter zu imponieren). Variablen in nomothetisch orientierten Theorien, wie ich sie in Kapitel 2.3.3 dargestellt habe, wären daher genauer als Prämissen zu formulieren, wodurch *verborgene Begründungsmuster* zu explizieren wären (ebd.). Die oberflächliche Theorienkonkurrenz von klassischen Rational-Choice-Ansätzen und Theorien, die von einer gebundenen Rationalität (bounded rationality) ausgehen, ist durch eine subjektwissenschaftliche Reinterpretation aufgelöst, da unter bestimmten Prämissen „rein nutzenmaximierendes", unter anderen Prämissen jedoch „prosoziales" Handeln für eine Person „vernünftig" beziehungsweise „subjektiv funktional" sein kann. Experimentelle Anordnungen sind aus dieser Perspektive hergestellt reduzierte Prämissenkonstellationen. Scheinbare empirische Bestätigungen der einen oder anderen Theorie

> „kommen so gesehen hier dadurch zustande, dass aufgrund der restriktiven Prämissenlage den Vpn vernünftigerweise nur solche Handlungsbegründungen/Handlungen übrig blieben, die im Einklang mit den Hypothesen stehen - was dann als „empirische Bestätigung" der empirischen Hypothese missdeutet wird" (Holzkamp 1996, S. 123).

Während Ernst (1997) fragt, „[w]elche Faktoren *bedingen* denn dann menschliches Umwelthandeln?" (S. 36, Herv. D.N.), ist die entscheidende Frage aus subjektwissenschaftlicher Perspektive die nach dem *Warum* des (Umwelt-)Handelns, also nach den Gründen der Menschen; immer mit der Perspektive verknüpft, dass Menschen die Bedingungen, unter denen sie handeln, auch verändern können.

Theorien allerdings, die Handlungen mit Persönlichkeitseigenschaften beziehungsweise „sozialen Orientierungen" deuten (vgl. S. 23f), behindern weitergehende Fragen nach dem Warum. Durch die Vereigenschaftung wird nämlich der intersubjektive Verständigungsprozess über die Gründe und

Prämissen des Handelns abgeschnitten, wobei der „subjektiv-intersubjektive Aspekt der individuellen Lebenstätigkeit zugunsten von hypostatisierten ‚Strukturen' oder ‚Invarianzen' der Persönlichkeit außen vor" (Holzkamp, 1988, S. 130f) bleiben muss.

In Feldstudien zur Nutzung natürlicher Ressourcen wäre unter subjektwissenschaftlicher Perspektive zu fragen, welche konkreten gesellschaftlichen Bedingungen eine Übernutzung oder Ausbeutung subjektiv funktional oder notwendig erscheinen lassen und warum es nicht gelingt, die Ressourcennutzung als nachhaltiges Commons zu organisieren. Einige Feldstudien bieten hierzu Anknüpfungspunkte. Bender (2001; vgl. auch Ernst et al., 1998) zum Beispiel vergleicht in einer ethnologischen Studie die Ressourcennutzung zweier Fischergemeinden im südpazifischen Tonga. In ihrer Untersuchung setzt sie institutionelle und ökonomische Rahmenbedingungen (z.B. Kommerzialisierung durch Globalisierung vs. Subsistenzfischerei), in ihrer Wechselwirkung mit kulturellen Praxen und Institutionen, in Verbindung mit den individuellen Fischfangstrategien der lokalen Fischer. In subjektwissenschaftlichen Termini werden hier Prämissen-Gründe-Zusammenhänge expliziert.

Weitergehend wäre für die Commons-Forschung der Ansatz der subjektwissenschaftlichen Handlungsforschung, wie ich sie in Kapitel 3.2.5 dargestellt habe, fruchtbar zu machen.

Für die Beteiligten stellen Commons-Projekte, wie in Kapitel 2.4.2 dargestellt, einen Versuch dar, ein Stück weit mehr Verfügung über die eigenen Lebensbedingungen zu erlangen. Ihre Praxis zielt auf einen zukunftsfähigen Umgang mit Ressourcen, der sozial inklusiv ist. Diese Versuche finden aber stets in den Widersprüchen der kapitalistischen Gesellschaft statt. Wie bereits erwähnt, kann man Commons als „space of economic difference" (St. Martin, 2007) verstehen. Es sollte aufgrund meiner Darstellungen klar geworden sein, dass dieser von St. Matrins bezeichnete „Raum" und somit die Praxis des Commoning nicht getrennt von umfassenderen Strukturen zu betrachten ist. Commons-Projekte sind nicht Inseln des Richtigen im Falschen und in ihnen findet nicht das „richtige Leben im Falschen" (Adorno, 2001 [1951], S. 59) statt. Sondern sie befinden sich

gerade in ihrer Unterschiedlichkeit in einem widersprüchlichen Zusammenhang. Habermann (2009) beschreibt deshalb Räume,

> „in denen Menschen miteinander versuchen, etwas besseres zu leben ..., in denen Menschen ein Stück weit eine andere Wirklichkeit erschaffen und ausprobieren, wohin es gehen könnte ... , die es durch die darin gelebten anderen Selbstverständlichkeiten erlauben, sich anders zu entwickeln“ (S. 9)

als *Halbinseln gegen den Strom*. Es ist daher nicht zu bestreiten, dass Commons, und die verschiedenen Praxen des Commoning, gefährdet und labil sind und häufig scheitern. Die subjektwissenschaftliche Perspektive macht das Gelingen oder Scheitern allerdings weder an überhistorischen Wesensmerkmalen wie zum Beispiel am Homo Oeconomicus fest, noch in den Subjekten äußerlichen Faktoren, die ihr Handeln determinieren. Es geht ihr darum, restriktive Handlungs-, Denk- und Bewältigungsformen, die in den gesellschaftlichen Bedingungen begründet sind, auf den Begriff zu bringen. Ziel eines subjektwissenschaftlichen Forschungsansatzes könnte sein, zusammen mit den Commoners eine Analyse der subjektiv erfahrenen Widersprüche und Probleme zu ermöglichen, sowie Handlungs*behinderungen* und Handlungs*möglichkeiten* im Rahmen des Commoning herauszuarbeiten. Durch diesen Prozess könnten Betroffene ihre problematische Lage besser reflektieren und gegebenenfalls lösen. Eine subjektwissenschaftliche Forschung sollte somit den am Forschungsprozess Beteiligten ermöglichen, den Zusammenhang zwischen eigenen Lebensbedingungen beziehungsweise deren Bedeutungen in den eigenen Prämissen-Gründe-Konstellationen zu begreifen und „gegebene Handlungsmöglichkeiten/-behinderungen auf restriktive Umgangsweisen damit und Lösungsmöglichkeiten zu analysieren“ (Markard, 2009, S. 276). Ferner wäre es wünschenswert, im Sinne einer Möglichkeitsverallgemeinerung, dass Menschen, in ähnlichen Projekten und Situationen, aus den Analysen lernen können. Ein subjektwissenschaftlicher Ansatz könnte einen Beitrag für das leisten, was Goldman (1997) Nachfolgewissenschaft der Commons nennt:

> „a successor science situates the commons within the contested hegemonic culture and political economy of expanding modernization and capitalism ... a successor science engages alternative science-for-

the-people scientists/activists and helps translate situated knowledges across very diverse communities with explicitly acknowledged power-differentiated relations.“ (S. 26).

In Tabelle 4 sind zusammenfassend zentrale subjektwissenschaftliche Perspektiven im Vergleich zu Aspekten vorherrschender Ansätze in der Commonsforschung, die in diesem Kapitel problematisiert wurden, dargestellt. Diese Darstellung dient dazu, die Charakteristika der Subjektwissenschaft noch einmal übersichtlich darzustellen und die fruchtbaren Perspektiven für die Commons-Diskussion hervorzuheben. Die Tabelle soll keine abstrakte Gegenüberstellung zweier konkreter Ansätze sein. Die in der linken Spalte erwähnten Aspekte treffen nicht auf sämtliche vorherrschende Ansätze zu, sind also nicht als pauschale Charakterisierung eines Ansatzes zu verstehen.

Tabelle 4

Theoretische und methodische Aspekte vorherrschender Ansätze und subjektwissenschaftliche Perspektiven auf die Commons-Forschung

Aspekte vorherrschender Ansätze	**subjektwissenschaftliche Perspektiven**
Theoretische Grundlagen	
Methodologischer Individualismus und abstrakt-isoliertes Individuum	Dialektisches Mensch-Welt-Verhältnis und Gesellschaftliche Natur des Menschen
Bedingtheitsdiskurs Bedingungs-Ereignis-Relationen	Begründungsdiskurs Prämissen-Gründe-Zusammenhänge
Bestimmte Faktoren *bedingen* unmittelbar kooperatives *Verhalten*	Unmittelbar-kooperatives *Handeln* ist im Medium gesellschaftlicher Bedeutungsstrukturen *begründet*

Methodische, forschungspraktische Konsequenzen	
Beforschen	Mitforscher_innnen-Prinzip
Universalistischer Verallgemeinerungstyp	Historisch-struktureller Verallgemeinerungstyp: Möglichkeitsverallgemeinerung
Welche Bedingungen führen zu effizientem Management schwer-privatisierbarer natürlicher Ressourcen?	Welche Handlungsmöglichkeiten und -behinderungen, eine kooperative Praxis in Commons-Projekten zu verwirklichen/erhalten/verteidigen, sind in den gesellschaftlichen Bedeutungsstrukturen enthalten?
	Forschungsideal: Entwicklungsfigur

4. Fragestellung und Methodisches Vorgehen

Nach den Ausführungen, zum Begriff der Commons, den theoretischen Grundlagen sowie der Entwicklung einer subjektwissenschaftlichen Herangehensweise, möchte ich nun zum aktualempirischen Anliegen dieser Arbeit kommen.

Die subjektwissenschaftlichen Grundlagen bilden dabei einen Rahmen, jedoch ist ein genuin subjektwissenschaftlicher Forschungsprozess, im Sinne einer Handlungsforschung, im Rahmen einer Diplomarbeit kaum möglich. Ziel der aktualempirischen Forschung dieser Arbeit ist es, die Erfahrungen von Beteiligten in einem Commons-Projekt darzustellen. Es geht um die Frage, welche Konflikte und Widersprüche die Commoners als relevant für ihre Praxis erachten und welche Handlungsmöglichkeiten sie sehen. Dazu habe ich problemzentrierte Interviews mit vier Personen, die in einem Commons-Projekt beteiligt sind, geführt und zentrale Problemkonstellationen und potentielle Lösungsmöglichkeiten aus verschiedenen Perspektiven beleuchtet.

Im Folgenden werde ich die Methode des problemzentrierten Interviews und das ausgewählte Commons-Projekt vorstellen sowie die qualitative Inhaltsanalyse als Auswertungsmethode darstellen.

4.1 Das problemzentrierte Interview

Das problemzentrierte Interview habe ich gewählt, da es für das Anliegen meiner Arbeit geeignet ist. Das problemzentrierte Interview zeichnet sich durch seine Problemzentrierung, durch seine Prozessorientierung und durch seine Gegenstandsorientierung aus (vgl. Witzel, 182). Problemzentrierung heißt, dass gesellschaftlich relevante Probleme aus der Sicht des_der Interviewten betrachtet werden. Dabei ist zu beachten, dass nicht im Vorhinein Ideen zu einer Theorie aufgestellt werden, die dann im Interview überprüft werden. Durch die Prozessorientierung wird dies

gewährleistet, da es um einen organisierten Prozess der Datensammlung und Auswertung geht, der es wiederum ermöglicht, neue Ideen und Zusammenhänge bezüglich des Forschungsgegenstands zu erschließen. Diese Methode wird auch als gegenstandsorientiert bezeichnet, da im Forschungsprozess die Beschaffenheit und Komplexität des Gegenstands berücksichtigt und reflektiert werden kann.

Der Ablauf eines problemzentrierten Interviews lässt sich nach Lamnek (2005) in vier aufeinander folgende Phasen einteilen. In der ersten Phase grenzt der_die Interviewende in einem *Vorgespräch* und zu Beginn des Interviews das Thema ein. Es wird festgelegt, welcher Bereich der Lebenswelt im Interview angesprochen werden soll. Daraufhin soll in der zweiten Phase, der *Allgemeinen Sondierung*, der_die Befragte soweit wie möglich frei erzählen, was ihm_ihr zu der Thematik einfällt. Durch die freie Erzählung wird eine Detaillierung des Erzählens erreicht. Der_die Interviewte kann weitere Erzählungen anregen, indem er_sie im Gespräch Beispiele aus dem Lebensalltag anführt. Bei der *spezifischen Sondierung*, der dritten Phase, kann der_die Interviewende genauere Nachfragen stellen. Es bietet sich damit eine deutlichere Möglichkeit in das Gespräch einzugreifen als zum Beispiel bei einem narrativen Interview. Die spezifische Sondierung lässt sich in drei Elemente einteilen: *Zurückspiegeln, Verständnisfragen* und *Konfrontation*. Beim Zurückspiegeln wird das Erzählte von dem_der Interviewenden in eignen Worten wiedergegeben. Dabei kann der_die Interviewte die Deutungen des_der Forschers_in überprüfen, ggf. modifizieren oder auch korrigieren. Mit Verständnisfragen können unklare Antworten oder ausweichende Aussagen angesprochen werden. Zudem kann in dieser Phase der_die Interviewende den_die Interviewten mit aufgetretenen Widersprüchen konfrontieren. In der abschließenden Phase, zugleich der Abschluss des Interviews, können konkret Bereiche, die den Leitfaden betreffen, angesprochen werden, die der_die Befragte bis dahin noch nicht erwähnt hat.

Mit dem Leitfaden wird während des gesamten Interviews gearbeitet. Er hat die Funktion, das Hintergrundwissen des_der Interviewenden thematisch organisiert bereit zu halten. Auf diese Weise wird dem_der Interviewenden geholfen den Rahmen des Interviews zu begrenzen und dient

gleichzeitig als „Orientierungsrahmen bzw. Gedächtnisstütze“ (Witzel ,1982, S. 90). Während des Interviews können schon genannte Bereiche abgehakt werden. Genauso können aus dem Leitfaden bei stockend verlaufenden Gesprächsphasen Anregungen entnommen werden. Auch sind spontane Nachfragen, Problematisierungen oder Vertiefungen der einzelnen angesprochenen Themenfelder möglich.

> „Das bedeutet, dass der Forscher/Interviewer auf der einen Seite den vom Befragten selbst entwickelten Erzählstrang und dessen immanente Nachfragen verfolgen muss, und andererseits gleichzeitig Entscheidungen darüber zu treffen hat, an welchen Stellen des Interviewablaufs er zur Ausdifferenzierung der Thematik sein problemorientiertes Interesse in Form von exmanenten Fragen einbringen sollte“ (ebd., S. 90).

4.2 Projektauswahl, Rekrutierung der Gesprächspartner und Interviewdurchführung

Im Folgenden wird das Commons-Projekt, die GartenCoop Freiburg, vorgestellt, das für die empirische Untersuchung ausgewählt wurde. Außerdem werden die Rekrutierung der Gesprächspartner_innen sowie die Interviewdurchführung und die kommunikative Validierung dargestellt. Es sei an dieser Stelle erwähnt, dass der ursprüngliche Forschungsplan darin bestand, Daten aus drei verschiedenen Commons-Projekten zu erheben und zu analysieren. Dies hätte allerdings sowohl das Zeitbudget als auch den angestrebten Umfang dieser Arbeit weit überschritten. Neben den hier dargestellten Interviews wurden vier weitere mit Beteiligten des Arbeitskreises Lokale Ökonomie Hamburg geführt. Diese wurden aber nicht transskribiert und analysiert.

4.2.1 GartenCoop Freiburg

Die GartenCoop Freiburg ist ein Projekt, das man der so genannten *solidarischen Landwirtschaft* oder *Community Supported Agriculture* (CSA)

zurechnen kann. Kraiß und van Elsen (2009) beschreiben dieses Konzept wie folgt:

> „Die Grundidee des CSA-Konzepts ist, dass ein Hof sein Umfeld mit Lebensmitteln versorgt, während das Umfeld für den Hof die nötigen finanziellen Mittel bereitstellt, um wirtschaften zu können. Beide Partner stehen in wechselseitiger Verantwortung. Das CSA-Konzept geht über Vermarktungsformen im konventionellen Sinne hinaus: Die Landwirtschaft finanziert sich nicht über den Verkauf einzelner Produkte, sondern über die Mitgliedsbeiträge. Erzeugnisse werden nicht auf dem Markt angeboten bzw. vermarktet, sondern werden ohne Preis an die Mitglieder verteilt. Im Idealfall ermöglicht dies dem Landwirt, der auf diese Weise von den Zwängen des freien Marktes befreit ist, nachhaltig zu wirtschaften“ (S. 183).

CSA-Projekte können sich im Aufbau und in der Organisation unterscheiden und variieren. Ihnen allen gemeinsam ist, dass es eine verbindliche Zusammenarbeit von Erzeugern_innen und Verbrauchern_innen gibt, das heißt die Verantwortung, Risiken, Kosten und Ernte werden geteilt. In den Vereinigten Staaten von Amerika hat das Modell seit den ersten Projekten in den achtziger Jahren massiv an Popularität gewonnen und in den letzten 15 Jahren auch akademische Forschung inspiriert (vgl. z.B. Lyson, 2004). Nach Schätzungen von Galt (2011) existieren 3637 CSA-Projekte in den USA. Auch in Frankreich findet das Konzept Verbreitung (dort AMAP genannt, kurz für „Association pour le Maintien d’une Agriculture Paysanne“, Verbrauchervereinigung für die Beibehaltung der bäuerlichen Landwirtschaft). In Deutschland lassen sich ähnliche Trends erkennen. Das im Juli 2011 gegründete Netzwerk Solidarische Landwirtschaft verzeichnet 29 solcher Projekte in Deutschland auf seiner Internetseite (Solidarische Landwirtschaft e.V., 2012).

Im Folgenden möchte ich kurz die Entstehung und das Konzept der GartenCoop Freiburg beschreiben.

Die Initiative, das Projekt zu starten, ging von einer mehrköpfigen Gruppe, die sich aus umweltpolitisch Aktiven und Gärtnern_innen aus der ökologischen Landwirtschaft zusammensetzte. Inspiriert durch andere Projekte wie den *Jardins de Cocagne* aus Genf und aus Unzufriedenheit mit der

herkömmlichen ökologischen Landwirtschaft, entstand die Idee eines selbstorganisierten CSA-Projekts. Anders als bei vielen erzeugerinitiierten CSA-Projekten, gab es jedoch noch keine Anbaufläche oder Hof für das Projekt. Nach einer längeren Suche nach Land, wurde 2010 eine Fläche von rund 7,5 Hektar mit einer Hofstelle in Tunsel, etwa 19 km von Freiburg entfernt, gepachtet. Daraufhin wurde die Idee von der Initiatoren_innengruppe in die Öffentlichkeit getragen, um neue Mitglieder für das Projekt zu gewinnen. In der Selbstbeschreibung des Projekts steht:

> „Wir wollen eine selbstverwaltete, ökologische Landwirtschaftskooperative im Raum Freiburg gründen, die alle ihre Mitglieder mit pflanzlichen und tierischen Lebensmitteln, insbesonders von Anfang an mit Gemüse versorgt. Ziel der Kooperative ist einen direkten Einfluss auf unsere Lebensmittelerzeugung zu erlangen. Im Rahmen einer solidarischen und gemeinschaftlichen Ökonomie, soll der Gemüseanbau und die Landwirtschaft ökologisch und klimagerecht betrieben werden“ (GartenCoop e.V., 2012a, o.S.).

Die ökologischen Ziele des Projekts betreffen die Anbaumethoden, bei denen besonders auf die Förderung der Bodenfruchtbarkeit und Biodiversität geachtet wird, ausschließlich samenfeste Sorten verwendet werden, auf chemische Pflanzenschutzmittel und Dünger verzichtet wird und versucht wird, den Verbrauch von Wasser und Energie zu minimieren (ebd.). Auch die Verteilung des Gemüses soll möglichst ressourcenschonend durch den Einsatz von Lastfahrrädern erfolgen.

Das Projekt versteht sich als basisdemokratisch und selbstorganisiert. Es wird eine „Trennung zwischen ‚ProduzentIn und KonsumentIn’“ angestrebt, indem die Mitglieder „an der Arbeit und am Leben in der Kooperative“ (ebd., o.S.) beteiligt werden.

> „Ob hacken, jäten, ernten oder Gemüsekisten zusammenstellen, viele Arbeitsschritte werden gemeinschaftlich bewältigt. Die Mitglieder beteiligen sich ebenfalls an der Verteilung der Gemüsekisten. Diese werden wöchentlich zu verschiedenen Sammelpunkten in der Stadt gebracht und können dort abgeholt werden. JedeR soll sich in Absprache nach seinen Fähigkeiten beteiligen können“ (ebd., o.S.).

Luciano Ibarra, Mitinitiator der GartenCoop beschreibt deshalb die solidarische Landwirtschaft als „kleine kopernikanische Revolution. Es ist nicht mehr der Hof, der sich um die Menschen im anonymen Markt dreht, und seine Produktion danach ausrichtet. In der solidarischen Landwirtschaft drehen wir alles um: Die Menschen drehen sich um den Hof“ (Ibarra, 2012, S. 373). Die Beteiligung der Mitglieder erfolgt auf freiwilliger Basis. Es gibt zwar eine Richtlinie von vier Arbeitseinsätzen pro Saison, diese wird aber nicht kontrolliert. Ein weiteres wichtiges Merkmal der GartenCoop besteht darin, dass der Mitgliedsbeitrag von jedem Mitglied selbst bestimmt wird.

> „Die Teilhabe an der Kooperative ist unabhängig von individuellen finanziellen Ressourcen ... Der Beitrag wird nach Selbsteinschätzung der finanziellen Möglichkeiten festgelegt. Eine gute und gesunde Ernährung soll auch unabhängig von Wohlstand möglich sein“ (GartenCoop e.V., 2012a, o.S.)

Auf der Hauptversammlung vor Beginn einer neuen Saison wird das benötigte Jahresbudget, das heißt der Finanzierungsplan für die landwirtschaftliche Produktion, vorgestellt und durch anonyme Gebote der einzelnen Mitglieder gedeckt. Wird das Budget nicht erreicht, „werden weitere Strategien diskutiert bis der Haushalt erfüllt ist (Beiträge erhöhen, mehr Mitglieder aufnehmen, Posten kürzen...).“ (GartenCoop e.V., 2012b, o.S.) Abbildung 3 gibt einen Überblick über die Struktur der GartenCoop. Rechtlich besteht die GartenCoop aus einem Verein und einem gärtnerisch-landwirtschaftlichen Betrieb (rechtlich momentan als Einzelunternehmen geführt, 2013 soll eine Umwandlung in eine GbR erfolgen). Anschaffungen wie Maschinen, Installationen und sonstige Ressourcen sind Eigentum des Vereins. Für langfristige Investitionen bringen die Mitglieder eine einmalige Einlage in Form eines zinslosen Darlehens von 400€ ein, die bei einem Austritt zurückerstattet werden. „Die Mitglieder der Kooperative werden somit zu MiteigentümerInnen der gesamten Infrastruktur und des in der Kooperative erarbeiteten Wissens“ (ebd., o.S.).

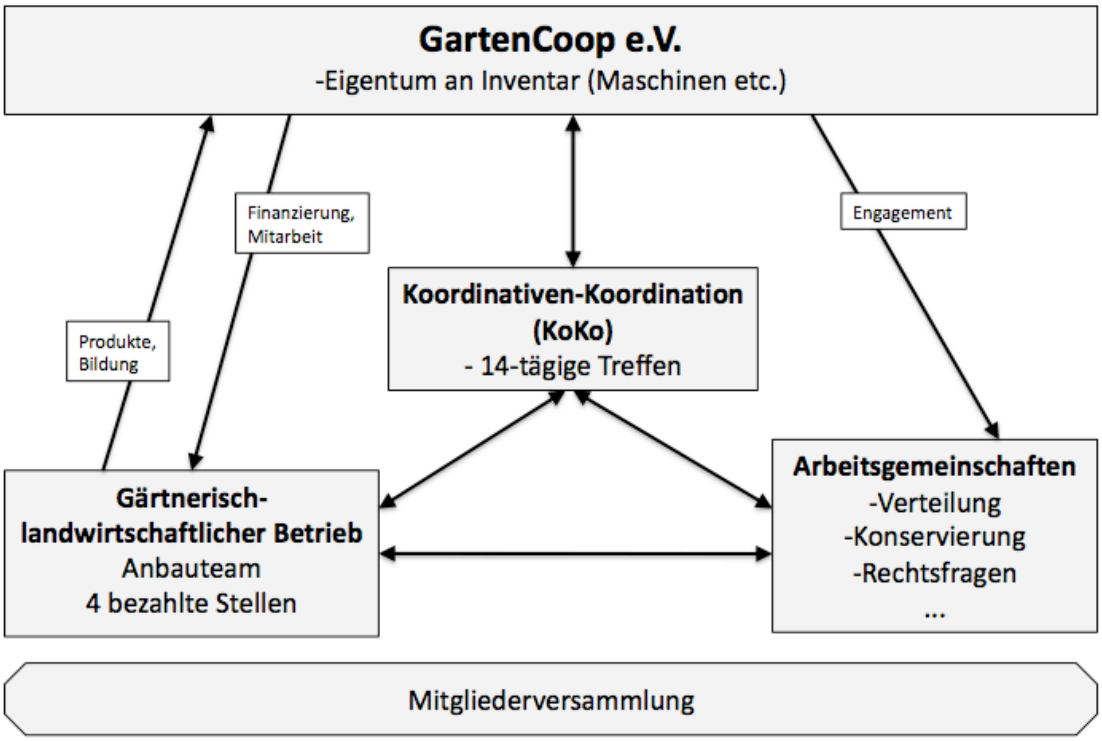


Abbildung 3. Struktur der GartenCoop Freiburg

Das Anbauteam im gärtnerisch-landwirtschaftlichen Betrieb bilden zur Zeit vier Personen. Die Bezahlung dieser Stellen ist im Jahresbudget enthalten. Neben diesen Stellen wurde Anfang 2012 noch eine Stelle für Koordinations- und Organisationsaufgaben geschaffen. Eine wichtige Institution der GartenCoop sind die vierzehntägigen Treffen der sogenannten Kooperativenkoordination (KoKo). Zu diesen Treffen können alle Mitglieder kommen, um Dinge zu klären, zu planen und zu entscheiden. Des Weiteren gibt es mehrere Arbeitsgemeinschaften (AGs), die sich um spezielle Aufgaben kümmern. So zum Beispiel die Verteil-AG, die sich um die wöchentliche Auslieferung des Gemüses kümmert. Die Verteilung des Gemüses erfolgt momentan wie folgt:

> „Die Mitglieder holen ihr Gemüse bei einem, der derzeit vierzehn Verteilpunkten in Freiburg und einem Verteilpunkt an der Hofstelle in Tunsel ab. Die Ernte der Woche wird anhand der Anzahl und Größe der Verteilpunkte prozentual auf die Verteilpunkte aufgeteilt. In Pfandkisten bekommt jeder Verteilpunkt seinen Anteil möglichst umweltfreundlich geliefert. Zur Zeit sieht es so aus, dass wir das Gemüse zunächst mit einem car sharing Transporter an einen

zentralen Ort in Freiburg bringen und dann das Gemüse per Fahrrad auf die Verteilpunkte verteilen. Dort können sich die Mitglieder nach Verteilpunkt-interner Absprache bedienen“ (GartenCoop e.V., 2012b, o.S.).

Weitere AGs kümmern sich um die Konservierung von Produkten, um Rechtsfragen der Kooperative oder um Öffentlichkeitsarbeit. Sämtliche Tätigkeiten in den AGs basieren auf freiwilligem Engagement.

Die Kommunikation zwischen den Mitgliedern ermöglicht ein wöchentlicher Newsletter und vor allem ein Internetportal, in dem in Foren diskutiert werden kann, Protokolle von Treffen veröffentlicht werden und wo das Anbauteam Arbeitseinsätze in einem Kalender ankündigt. Im Frühjahr 2011 startete die erste Saison mit 180 Mitgliedern. Mittlerweile hat die GartenCoop 260 Mitglieder, die wöchentlich mit Gemüse versorgt werden.

Die GartenCoop wurde für die Untersuchung dieser Arbeit gewählt, weil es sich bei dem CSA-Konzept um einen Ansatz handelt, der zunehmend an Verbreitung und Popularität gewinnt. Außerdem ist die GartenCoop besonders durch ihre Realisation des CSA-Konzepts als Commons-Projekt zu charakterisieren. Die Tatsache, dass es sich um ein verhältnismäßig junges Projekt handelt, macht eine Analyse deshalb interessant, da viele alternative Projekte kurz nach der Anfangsphase an Konflikten scheitern. Des Weiteren waren forschungspraktische Gründe ausschlaggebend, da der Autor persönlichen Kontakt zu Mitgliedern der GartenCoop hat und das Interesse auch von GartenCoop-Mitgliedern bestand, Probleme des Projekts zu reflektieren.

4.2.2 Rekrutierung der Gesprächspartner, Interviewdurchführung und kommunikative Validierung

Es wurden vier Mitglieder der GartenCoop Freiburg interviewt. Zwei der Gesprächspartner wurden über direkte Kontakte des Autors rekrutiert, zwei haben sich nach einem einen Aufruf auf der internen Website der GartenCoop, gemeldet. Es wurde darauf geachtet, dass die Interviewten unterschiedliche Rollen im Projekt innehaben. Ablauf und Dauer der

Interviews wurde im Vorfeld per Email erläutert sowie die Thematik und Zielsetzung kurz beschrieben.

Die Interviews fanden in zwei Fällen bei den Befragten zu Hause statt, in einem Fall in einem Café und im vierten Fall in einem Park. Der Ablauf der Gespräche war größtenteils ungestört, in einem Fall musste das Gespräch durch eingehende Anrufe pausiert werden. Die Interviews wurden in allen Fällen nach dem Einverständnis zur Tonbandaufnahme mit einem digitalen Aufnahmegerät aufgezeichnet und bei Besonderheiten durch handschriftliche Notizen und einem Postskript ergänzt.

Der verwendete Leitfaden bestand aus Erzählaufforderungen und Präzisierungsfragen, wobei den Interviewten viel Raum gegeben werden sollte, ihre Sichtweisen zu entfalten. Jedes Interview begann mit einer kurzen Information über das Anliegen der Forschung und den zwei Einstiegsfragen: „Wie bist Du dazu gekommen, bei der GartenCoop mitzuwirken und welche Motivation hattest Du mitzuwirken? Welche Erwartungen, Hoffnungen und Ansprüche hast Du an das Projekt?“. Die erste Frage soll einerseits als „Eisbrecherfrage“ (Kruse, 2009, S. 68) dienen, welche die Interviewten ins Erzählen bringt. Andererseits zusammen mit der zweiten Frage eine Grundlage und Anknüpfungspunkte für die Hauptfragestellung liefern. Danach wurde die Leitfrage gestellt: „Welche Konflikte, Widersprüche oder Probleme hast Du im Projekt erfahren?“. Diese Frage wurde zunächst offen gestellt, gegebenenfalls wurde eine Anmerkung aus den Einstiegsfragen, die auf ein Problemfeld hinweist, aufgenommen. Erwähnte Konflikt-, Widerspruchs- und Problemfelder wurden dann durch Konkretisierungsfragen genauer erörtert. Zum Beispiel durch die Aufforderung,

- ein konkretes Erlebnis zu schildern
- eine vermutete Ursache zu benennen
- gegebenenfalls einen Bewältigungsversuch zu schildern und diesen zu begründen
- weitere potentielle Handlungsmöglichkeiten zu nennen und begründen

Diese Konkretisierungsfragen sollten Anhaltspunkte für die Erörterung der Themen darstellen, wenn die_der Interviewte noch nicht darauf eingegangen ist. Der Leitfaden hält auch eine Liste mit möglichen Konflikt- und

Widerspruchsfelder bereit, die angesprochen wurden, wenn die_der Interviewte sie noch nicht erwähnt hatte. Zu diesen Themenfelder zählen:

- Engagement der Beteiligten
- Hierarchie / Zentrum-Peripherie-Problem
- Entscheidungsprozesse
- Kommunikationsstrukturen
- Regeln und Sanktionen
- Interpersonale Konflikte
- Konflikte / Widersprüche nach „Außen“

Dieser Themenkatalog geht einerseits aus Literaturrecherche (Kapitel 2.3 und 2.4 sowie CSA-spezifische Literatur: Hinrichs, 2000; DeLind, 1999; Cone & Myhre, 2000), andererseits aus eigenen Erfahrungen und Gesprächen innerhalb der GartenCoop im Vorfeld der Interviews hervor.

Der Leitfaden wurde in einem Pilot-Interview mit einem Mitglied eines ähnlichen Commons-Projekts (Gruppe Urbanes Gärtnern der Transition Town Freiburg) getestet. Der Leitfaden befindet sich im Anhang A.

Im Sinne des Mitforscher_innenprinzips wurde versucht, die Interviewten im Rahmen der Möglichkeiten in den Forschungsprozess einzubeziehen. Dies wurde einerseits durch den diskursiv-dialogischen Charakter (Witzel, 2000) der problemzentrierten Interviews erreicht, andererseits durch eine *kommunikative Validierung* der Interviewauswertung durch die Interviewten. Den Interviewten wurden die Stellen der Auswertungsergebnisse vorgelegt, in denen ihre Sichtweise mit Zitaten dargestellt werden, wobei sie die Möglichkeit hatten, Korrekturen vorzunehmen, Konkretisierungen hinzuzufügen und Rückfragen zu stellen. So sollte sichergestellt werden, dass das von den Interviewten Gemeinte im Text aus ihrer Sicht optimal enthalten war (vgl. Markard, 2000a, S. 227). Die kommunikative Validierung erfolgte per Email. Alle vier Interviewten nahmen angeregt ihre Möglichkeiten zu Korrekturen und Nachfragen wahr.

4.3 Auswertungsmethoden

Im Folgenden beschreibe ich das Verfahren der Datenaufbereitung sowie das gewählte Auswertungsverfahren der qualitativen Inhaltsanalyse.

4.3.1 Datenaufbereitung

Vor Beginn der Analyse erfolgte eine Transkription der Audiodaten. Es lagen Daten aus insgesamt vier problemzentrierten Interviews. Die Interviews dauerten im Schnitt 75 Minuten. Die auditiven Daten wurden mit der freien Transkriptionssoftware *transcribe* verschriftlicht.

Bei der Auswahl einer angemessenen Transkriptionsart, gilt es, diese in ihrer Exaktheit und Übertragung von nonverbalen Informationen an den Untersuchungszweck anzupassen. Durch die stets stattfindende Informationsreduktion ist das Aufstellen von Transkriptionsregeln, die dem Kontext angepasst sind, daher sehr wichtig (Dresing & Pehl, 2010). Dazu hält Flick (2005) fest:

> „Bei psychologischen […] Fragestellungen, bei denen sprachlicher Austausch Medium zur Untersuchung bestimmter Inhalte ist, sind übertriebene Genauigkeitsstandards nur in Sonderfällen gerechtfertigt. Sinnvoller erscheint, nur so viel und so genau zu transkribieren, wie es die Fragestellung erfordert. Aussage und Sinn des Transkribierten werden in der Differenziertheit […] und der resultierenden Unübersichtlichkeit der erstellten Protokolle eher verstellt als zugänglich“ (S. 253).

In Anlehnung an Flick (2005) und die von Kuckartz (2008, S. 27) vorgeschlagenen, leicht modifizierten Regeln (s. Anhang B) wurden daher folgende Prinzipien bei der Transkription zu Grunde gelegt: Da inhaltlich-thematische und nicht linguistische Fragen beantwortet werden sollten, wurden die Gespräche ins Schriftdeutsch übertragen. Dialekt wurde bereinigt. Die Gespräche wurden in ihrer Gesamtheit Wort für Wort verschriftlicht. Pausen, Kommentare und Lautäußerungen (z.B. Lachen) wurden nur

gekennzeichnet, wenn dies für die inhaltliche Interpretation potentiell von Bedeutung war.

4.3.2 Strukturierende Qualitative Inhaltsanalyse und theoretisches Kodieren

Für die Auswertung problemzentrierter Interviews schlägt Witzel (2000) eine Kombination aus deduktiver und induktiver Vorgehensweise vor. Daran anknüpfend wurden die Interviewdaten durch Kombination aus einer strukturierenden qualitativen Inhaltsanalyse (vgl. Mayring, 2010) und dem theoretischen Kodieren ausgewertet. Nach Mayring (2010) soll eine Strukturierung „im Textmaterial Querauswertungen vornehmen, bestimmte Aspekte herausgreifen. Dazu wird mit vorab deduktiv gebildeten Kategorien gearbeitet, entlang derer das Material systematisiert wird“ (S. 602). Abbildung 4 illustriert den Ablauf des Vorgehens. In einem ersten Schritt geht es um die Zusammenstellung des vorläufigen Kategoriensystems, dass im Fall dieser Arbeit anhand des im Leitfaden verdichteten theoretischen Vorverständnisses entwickelt wurde.

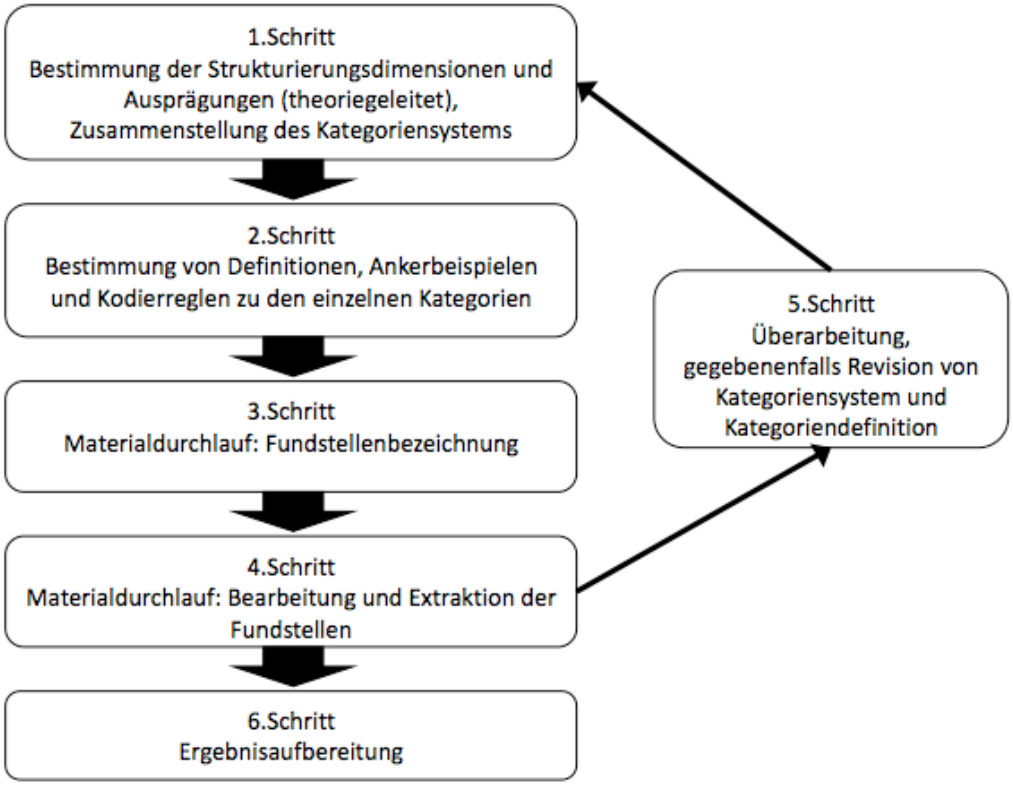


Abbildung 4. Ablaufmodell der strukturierenden Inhaltsanalyse nach Mayring (2012, S.120)

Das vorläufige Kategoriensystem mit den acht Hauptkategorien und Subkategorien ist in Abbildung 5 als Concept-Map abgebildet. Nach der Definition der Kategorien wurden diese in einem dritten Schritt auf das gesamte Interviewmaterial angewendet (deduktive Vorgehensweise). Die deduktive Vorgehensweise trägt dem Umstand Rechnung, dass ein vollkommen offenes Herangehen des Forschers nicht möglich und aufrgund der theoretischen und problemzentrierten Vorstrukturierung durch den Leitfaden auch nicht erwünscht ist. Das vor der Analyse erstellte Kategoriensystem versucht dies transparent zu machen. Nach der Bezeichnung und Extraktion der Fundstellen wurde das Kategoriensystem überarbeitet, das heißt, um Kategorien erweitert, Kategorien und -definitionen modifiziert. So konnten neue Aspekte, welche die Befragten während der Gespräche einbrachten, berücksichtigt werden.

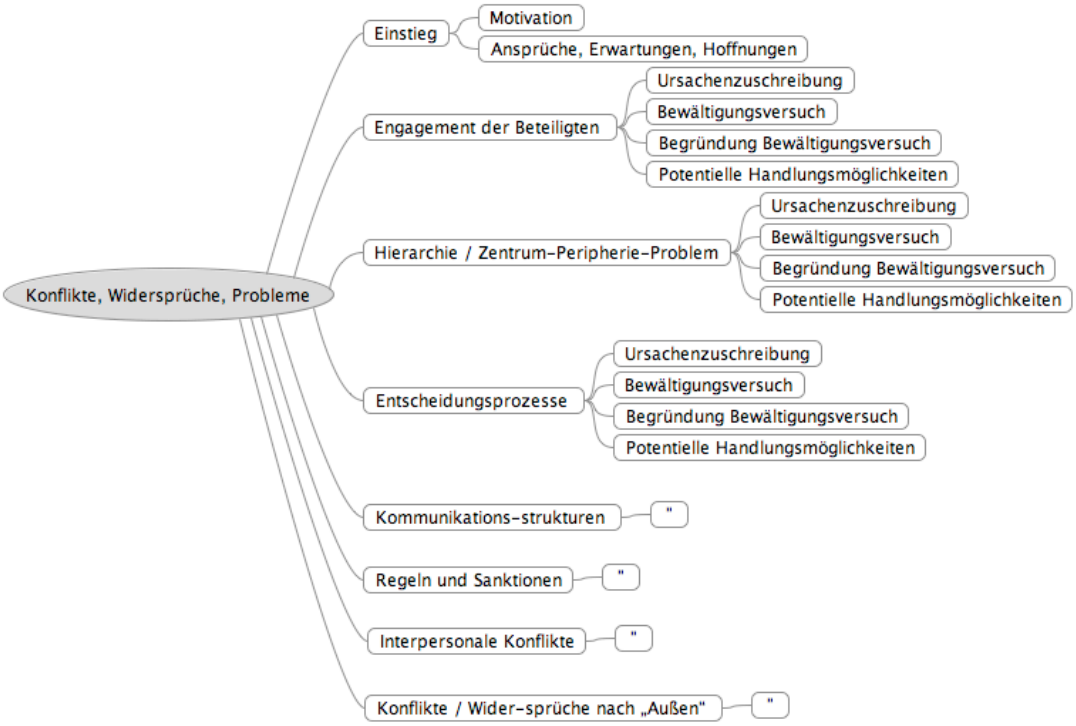


Abbildung 5. Vorläufiges Kategoriensystem als Concept-Map

Nach der strukturierenden Inhaltsanalyse folgte eine feinere Analyse durch Techniken des theoretischen Kodierens in Anlehnung an die Grounded-Theory-Methodologie (vgl. Mey & Mruck, 2010). Zunächst wurden interviewspezifisch durch *axiales Kodieren* die Kategorisierungen verfeinert. Diese Kodierart dient dazu Subkategorien zu bilden und Kategorien zu Meta-Kategorien zusammenzufassen. In einem weiteren Schritt wurden die verschiedenen Interviews mit ihren Subkategorien verglichen und dabei zu einem gemeinsamen Kategoriensystem integriert. Dies erfolgte in einem iterativen Prozess (vgl. Jaeggi et al., 2004). Zuerst wurden die Kategoriensysteme von zwei Interviews zu einem integriert. Dann wurde mit dem Resultat das Kategoriensystem des dritten Interviews integriert Die Integration des vierten Kategoriensystems stellte die letzte Phase dar. Ziel dieses Schrittes ist die Strukturierung der angesprochenen Themen und Phänomene über die Einzelinterviews hinweg sowie eine Kontrastierung der verschieden Sichtweisen. Durch *selektives Kodieren* wurden schließlich Verbindungen zwischen den Kategorien und Subkategorien gezogen. Das daraus entstandene Kategoriensystem wurde in einem letzten deduktiven Durchgang erprobt und bildet die Grundlage für die Strukturierung der

Ergebnisdarstellung. Als Hilfsmittel für die Analyse diente bei allen Schritten eine Concept-Map mit übersichtlichen Darstellungen der Kategorien, welche die Modifikation und Integration der Kategoriensysteme unterstützte (vgl. Tattersall et al., 2007). In Anhang C befindet sich das finale Kategoriensystem in Form einer Concept-Map.

5. Ergebnisse

In diesem Kapitel möchte ich die Ergebnisse der Interviews darstellen. Im ersten Teil stelle ich die Interviewten und ihre Beziehung zur GartenCoop kurz vor. Außerdem stelle ich die unterschiedlichen Beweggründe der Beteiligten für ihre Beteiligung sowie ihre Ansprüche dar. In Kapitel 5.2 geht es dann um die Hauptfragestellung, also um die erfahrenen Widersprüche, Konflikte und Probleme in der Praxis des Commoning. Dieses Kapitel unterteilt sich in die drei Haupt-Themenbereiche *Verteilung des Aufwands*, *Bezahlte Organisationsarbeit und der Widerspruch zwischen Ehrenamt und Professionalität*, *das Zentrum-Peripherie-Problem und die Schwierigkeit basisdemokratischer Entscheidungsfindung*. Diese Hauptthemen sind ihrerseits unterteilt in verschiedene Aspekte. Außerdem werden inhaltliche Verknüpfungen zwischen den Themenfeldern dargestellt.

5.1 Die Interviewten und ihre Motivation

Martin*, 48 Jahre alt, hat sich der Initiator_innengruppe schon früh angeschlossen, nachdem er zufällig an einem Infostand der Initiator_innen vorbeigekommen war. Er kannte auch einen der Initiatoren persönlich und fühlte sich direkt von der Idee angesprochen. Schon vorher betrieb er einen Gemeinschaftsgarten in Freiburg und sah in der GartenCoop die Chance, die Idee einer „gemeinsamen Selbstversorgung“ in einem Gemeinschaftsprojekt noch ernsthafter zu betreiben. Ihm ist die Vision eines anderen Wirtschaftens wichtig. Er ist Diplom Sozialarbeiter und gelernter Landwirt. In der ersten Saison der GartenCoop arbeitete er im Anbauteam mit einer halben Stelle mit und war zur anderen Hälfte weiter unentgeltlich in der Projektorganisation aktiv.

Veronika*, 50 Jahre alt, ist seit der ersten Saison Mitglied und engagiert sich in verschiedenen Bereichen von Verteilung bis Ernte. Sie war

---

* Name geändert

von der Idee der GartenCoop begeistert, weil sie aktiv die Lebensmittelproduktion in unsrer Gesellschaft verändern will. Sie ist sehr ernährungsbewusst und einerseits unzufrieden mit der Qualität von konventionellem Biogemüse, andererseits wollte sie ein Projekt unterstützen, das ein größeres Bewusstsein und mehr Aufmerksamkeit auf die Lebensmittel und der Lebensmittelproduktion fördert. Sie hat auch schon in der Landwirtschaft gearbeitet, ging die letzten Jahre aber einem Bürojob nach.

Julian*, 40 Jahre alt, ist einer der Initiatoren der GartenCoop, ist also von Anfang an dabei. Er hatte schon lange die Idee, lokale kooperative Strukturen aufzubauen. Er hat sich viel in der globalisierungskritischen Bewegung engagiert und merkte, dass politische Aktionen häufig an Grenzen stoßen, weil die Bewegungen keine lokale praktische Verankerung haben, in denen Menschen sich begegnen. Inspiriert durch die Diskurse um Ernährungsautonomie, Zugang zu Land, Öl- und Ressourcenkrise und durch die *Jardins de Cocagne*, die älteste CSA in Europa, beschloss er die Initiative in Freiburg zu ergreifen. Da er Agrarwissenschaften studierte, hatte er ebenfalls einen Bezug zur Landwirtschaft. Julian ist freier Filmemacher und Journalist. Seit der Saison 2012 wird er für Organisations-, Unterstützungs- und Koordinationsarbeiten von der GartenCoop vergütet.

Lara* ist seit Januar 2011 Mitglied und engagiert sich zum Beispiel in der AG Verteilung und Öffentlichkeitsarbeit. Für sie waren die Qualität des Gemüses und die Gewissheit, woher das Gemüse kommt, wichtige Beweggründe, sich dem Projekt anzuschließen. Außerdem erhält sie große Befriedigung dadurch, die Möglichkeit zu haben, sich aktiv in das Projekt einbringen zu können. Ihr ist es wichtig, sich in einem wertschätzenden Kontext engagieren zu können.

Alle Interviewten halten den basisdemokratische Ansatz und die Möglichkeit, sich mit seinen Fähigkeiten und Qualitäten einbringen zu können, für sehr wichtig. Sie haben auch den Anspruch, dass sämtliche Praktiken der GartenCoop, höchsten ökologischen und sozialen Ansprüchen genügt und dass ein solidarischer, inklusiver Umgang gepflegt wird.

---

* Name geändert

5.2 Problemanalyse: Widersprüche und Konflikte des Commoning

Im Folgenden werden die erfahrenen Widersprüch und Konflikte sowie potentielle Handlungsmöglichkeiten aus Sicht der Interviewten dargestellt.

5.2.1 Koordination des Aufwands

Ein Problem, das alle Interviewten beschäftigt, ist die gelingende Koordination und Aufteilung des Aufwands, sodass alle nötigen Aufgaben erledigt werden. Wie schon erwähnt, gibt es ein Anbauteam, das die Arbeiten im Anbau professionell übernimmt. Dennoch ist das Funktionieren des Projekts sehr auf freiwillige Beteiligung der Mitglieder angewiesen. Unter den vier Interviewten gibt es zwei Perspektiven auf dieses Problem. Julian, Veronika und Lara fokussieren die Mitglieder, deren Haltungen, Motivation, Bewusstsein und Lebensverhältnisse verhindern, dass sie sich mehr einbringen. Martin fokussiert eher die verfestigten Strukturen und Haltungen der Initiator_innengruppe, die ein Einbringen der Mitglieder behindern. Im Folgenden möchte ich diese beiden Sichtweisen mit ihren Begründungen darstellen.

Mangelndes Engagement der Mitglieder

Lara, Veronika und Julian beklagen den Umstand, dass es immer wieder Engpässe bei Ernte- und Jäteinsätzen, der Verteilung und anderen Aufgaben gibt. Julian schildert die Lage am Beispiel einer Kartoffelernte:

> „Also wir sind chronisch unterbesetzt. Wir kriegen es hin. Wir kriegen es hin. Aber weißt du, wir haben die Ernte der Kartoffeln gemacht. Da haben sie hingeschrieben 16 Leute. Und ich glaube, wenn die 16 hinschreiben, die Gärtner, dann ist das nicht übertrieben. Dann ist das genau so gedacht. Das sollen 16 Leute sein. Und wir haben es zu zwölft auch hingekriegt. Aber es wäre viel lockerer und entspannter gewesen für die sechzehn, statt der zwölf Leute“.

Lara beschreibt die Situation bei der Verteilung des Gemüses mit dem Rad. Häufig hängt diese Aufgabe an einigen wenigen:

> „Ein Problem ist, wir haben es heute wieder gesehen, beziehungsweise in den Mails der letzten Tage, dass es nicht genug Radler gibt zum Verteilen. Dass es immer an den gleichen hängen bleibt“ (Lara).

Julian schildert, wie er beim Anbauteam Frust erlebt, weil nicht genügend Mitglieder zu Arbeitseinsätzen kommen:

> „Und klar, da gibt es halt Situationen, die Frust auslösen bei den Gärtnern, wenn die zum Beispiel extra die Arbeitseinsätze auf das Wochenende legen. Wobei die ja unter der Woche gearbeitet haben und am Wochenende quasi noch einmal auf den Acker gehen, um die Arbeitseinsätze zu koordinieren und zu leiten und dann brauchen sie zwölf Leute wirklich, um die Karotten zu retten, weil unsere Möhren für den Winter jetzt gejätet werden müssen und dann kommen halt nur fünf von zwölf oder so. Das ist dann so ein Frusterlebnis für die.“

Da der Aufwand somit häufig auf nur wenigen Schultern ruht, bereite es dem Anbauteam und dem aktiveren „inneren Kreis“ nicht nur Frust, sondern es drohe auch eine Überarbeitung. Denn „bei denen, die immer arbeiten, werden die Batterien leer. Denn die powern aus. Das ist erkennbar“ (Veronika).

Ursachenzuschreibung

Im Folgenden stelle ich dar, welche Ursachen die Befragten für dieses Problem sehen, wie sie es zu bewältigen versuchten und welche weiteren Lösungsmöglichkeiten sie für weiterführend halten.

Verinnerlichte Konsumentenhaltung und Bewusstsein

Eine der Hauptursachen für das mangelnde Engagement eines Großteils der Mitglieder sei eine verinnerlichte *Konsumentenhaltung* oder „Käufermentalität“, was der Idee und dem Anspruch des_der Prosumenten_in entgegensteht.

> „Diese Trennung zwischen Produzenten und Konsumenten, dass man die auflöst oder wenigstens blurred, also so ein bisschen verwischt/ Es ist sehr sehr schwer. Du fällst schon sehr stark in dein Muster wieder zurück. Aber die Herausforderung war quasi diese Trennung irgendwo aufzuheben“ (Julian).

Die Menschen seien es nicht gewohnt, an der Produktion ihrer Lebensmittel beteiligt zu sein und seien noch sehr geprägt von der üblichen getrennten Praxis der Lohnarbeit und des Konsums im Supermarkt.

> „Die Leute stecken in ihren Arbeitsverhältnissen, haben Familie, haben Kinder und kommen aus einem System, wo es einfach bequem ist, in den Alnatura zu gehen oder Bio- oder Supermarkt oder so. Und dann einfach was kaufen, zahlen dafür, fertig. Und du rutschst halt sehr schnell wieder in deine Konsumentenrolle ... Wir sind

> ja total so sozialisiert. Und ja also wir versuchen da wirklich aus einem sehr festgefahrenen Schema auszubrechen“ (Julian).

Julian vermutet auch, dass eine Vorstellung des „Freikaufens“ bei manchen Mitgliedern bestehe, welche die Konsumentenhaltung fördere und dadurch weiter gefördert würde. Das bedeutet, dass Mitglieder glaubten, sie könnten durch einen höheren Mitgliedsbeitrag ein fehlendes Engagement kompensieren.

> „Ich vermute, dass ein paar Leute dabei sind, die dann lieber sagen ‚hey, ich werde es nicht auf den Acker schaffen und ich zahle einen höheren Beitrag. Und dann sollen andere Leute arbeiten’“ (Julian).

Veronika ist der Bezug zu den Lebensmitteln besonders wichtig und kritisiert, dass sich in der anonymen „Konsumgesellschaft“ keine Wertschätzung für Nahrungsmittel einstellen kann.

> „Weil Lebensmittel nur noch etwas sind/ ein Gegenstand, den man im Laden kauft genauso wie Seife ... Du nimmst es aus dem Regal, legst es auf das Band und bezahlst ... Da ist kein Bezug mehr dazu da. Ja, und Lebensmittel sind ja viel viel viel zu billig in den Geschäften, Discountern, Supermärkten“ (Veronika).

Bezüglich der Lebensmittelproduktion seien viele Menschen „ganz weit weg davon“ und dies befördere die Haltung, lediglich seinen Mitgliedsbeitrag zu zahlen und sich nicht weiter einzubringen. Veronika verknüpft diese Beobachtung auch mit einer „Opferhaltung“, die in unserer Gesellschaft weit verbreitet sei, da man häufig tatsächlich „wenig bewegen“ könne. In der GartenCoop reproduziere sich diese Haltung dergestalt, dass sich viele nicht zutrauen würden, sich aktiv einzubringen. Es würde viel mehr davon ausgegangen, das Anbauteam oder die Initiator_innengruppe alleine hätten die Kompetenz und das Recht, das Projekt zu gestalten. Des Weiteren sieht Veronika eine Ursache des Problems in einem gewissen „Bewusstsein“, das durch gesellschaftliche Verhältnisse („die Konsumgesellschaft“), „politische Manipulation“ und dem „Erziehungssystem in der Schule“ entstanden wäre. Dieses Bewusstsein bestünde erstens aus einer Angst vor Knappheit, die sich darin äußere, dass Menschen permanent glaubten „’Wir haben zu wenig Geld’. Und da wird jeder knausrig, obwohl wir alle genug hätten und eigentlich viel reicher wären, wenn es fließen würde“ (Veronika). Zweitens ist dieses Bewusstsein geprägt von einem Gefühl des Getrennt-Seins aufgrund einer „mangelhaften Verbundenheit unter den Menschen“. Mit diesem Bewusstsein

ginge eine gewisse Verantwortungslosigkeit einher, weshalb sie die Freiwilligkeit der Beiträge in der GartenCoop kritisch sieht (siehe Unterkapitel Regeln, Sanktionen und Gruppengröße).

> „Ich denke, da ist unsere Gesellschaft noch nicht reif und ich hoffe, dass es dieses Projekt schafft, dass es aufrecht erhalten werden kann. Und das Bewusstsein bei den Menschen schneller wächst, ja, als jetzt die Arbeit“ (Veronika).

Für sie besteht das Problem also in einem mangelnden oder noch nicht vorhandenen Bewusstsein bei vielen Mitgliedern, das erst noch erlernt oder gefördert werden müsse. „Das ist natürlich so das Kernproblem. Wie wecken wir die schlafenden Leute auf?“ (Veronika).

Veronika benennt als Handlungsmöglichkeiten „Bewusstseinsarbeit“, gezieltes Lernen von Kommunikationstechniken und „Communitybuilding“ durch so genannte „Gemeinschaftswerkzeuge“ wie das Teambuilding nach Scott Peck oder Gewaltfreie Kommunikation. Sie legt einen starken Fokus auf das „Gemeinschaftliche“. Dem behindernden Bewusstsein, durch das die Menschen gesellschaftlich geformt seien, könne in alternativen Zusammenhängen wie der GartenCoop etwas entgegengesetzt werden und ein anderes Bewusstsein gelernt werden. Ihr geht es um die Frage:

> „Wie werden wir wieder zur Gemeinschaft? ... Dass wir merken "Wir sind EINE Gemeinschaft", Wir sitzen in einem Boot, wir wollen etwas bewirken.“

Auch Lara und Julian verstehen die GartenCoop als ein Projekt, in dem andere Praxen und Haltungen eingeübt werden. Lara beschreibt es als eine „Versuchsanordnung ..., um zu gucken, wie es laufen kann“, Julian betont, dass sich die GartenCoop „in einem gesellschaftlichen Experimentierfeld“ bewegt:

> „Also wir brechen mit Sachen, wie es normalerweise läuft so. Und (.) das ist klar, dass das nicht reibungslos verläuft. Du bist ja konditioniert, sozialisiert, du hast gesellschaftliche Zwänge. Und du musst erst mal dagegen arbeiten ... Da sind wir in unserer Gesellschaft, die von Konkurrenz und von Sozialdarwinismus geprägt ist/ haben wir das nicht. Und auch in dem Sinne schaffen wir einen Raum, wo wir eine andere Form von Umgang miteinander pflegen oder wenigstens versuchen“ (Julian).

Für diesen „Lernprozess“ ist es laut Lara wichtig, „die Atmosphäre in der Gemeinschaft“ und den „Zusammenhalt“ zu fördern, um sich „weiterentwickeln“ zu können. Julian ist der Überzeugung, dass eine stärkere Identifikation mit dem Projekt entwickelt werden müsse, um Engagement bei

den Mitgliedern zu fördern. Er bezieht sich explizit auf den in der Commons-Literatur verwendeten Satz „There is no Commons without Commoning“ und sieht die Identifikation mit dem Projekt als wesentliche Voraussetzung einer „Kultur des Commoning“:

> „Da kommt vielleicht dieser Satz „There is no Commons without Commoning“. Du musst ja erst mal so eine Kultur des Commoning irgendwo haben. Das heißt, du musst dich auch identifizieren damit. Das ist UNSERE Gärtnerei, das sind UNSERE Böden, UNSER Werkzeug, UNSERE Kulturen und die müssen wir auch gemeinsam pflegen ... ich hoffe auch, dass mit der Zeit sich quasi die Leute auch damit stärker identifizieren, weil die auch dann sehen, so wächst das Gemüse und ‚aha, das ist der Aufwand, der dahinter steckt'“ (Julian).

Er hofft, dass ein Lernprozess durch die Einbeziehung der Mitglieder in Gang kommt, der eine höhere Identifikation mit dem Projekt nach sich zieht und damit auch das Engagement verbessert und die Konsumentenhaltung aufhebt. Auch er hält das Erlernen von Moderations- und Kommunikationsmethoden wie der Gewaltfreien Kommunikation für einen zentralen Aspekt. Alle Befragten betonen, dass sich die GartenCoop noch in einer Aufbauphase und damit die Beteiligten auch am Anfang des Lernprozesses befinden.

Regeln, Sanktionen und Gruppengröße

Wie weiter oben beschrieben, gibt es keine festen Regeln für die Beiträge der Mitglieder. Sowohl der monetäre Mitgliedsbeitrag als auch Engagement und Mithilfe werden von den Mitgliedern freiwillig bestimmt. Es gibt lediglich Richtwerte, an denen sich Mitglieder orientieren können. So wird beispielsweise der Durchschnittsmitgliedsbeitrag, um den Jahreshaushalt zu finanzieren bekannt gegeben und ein Richtwert von ursprünglich vier, inzwischen fünf Arbeitseinsätzen pro Mitglied im Jahr veranschlagt. Es gibt aber keine Kontrollen, geschweige denn Sanktionen bei einer Missachtung dieser Richtlinien.

> „Das Prinzip der GartenCoop ist ja: OK, man engagiert sich für diese vier halben Tage, aber es ist alles irgendwie freiwillig und es wird auch niemand überprüft oder bestraft, wenn er seinen Teil nicht leistet“ (Lara).

Dieses Prinzip der Freiwilligkeit stellt für alle Befragten einen wichtigen und prinzipiell wünschenswerten Aspekt der GartenCoop dar. Lara empfindet

dieses Prinzip als wichtige Komponente in dem oben angesprochenen Lernprozess:

> „Es kann jeder NICHTS tun, ohne dass ihm jemand auf die Finger klopft. Und das finde ich eine ganz tolle Sache, das ist bildend, das steht für die Eigenverantwortung. Das ist das Ziel."

Allerdings räumt Lara auch ein: „ es kann dann daraus ein organisatorisches Problem entstehen." Und darin sieht Veronika eine Gefahr für das Projekt. Sie findet die Freiwilligkeit „von der Idee her schön", aber wie weiter oben beschrieben, denkt sie, dass unsere Gesellschaft noch nicht reif für so ein Modell sei. Sie ärgere „dieses naiv Großzügige" des Prinzips der Freiwilligkeit und fordert, „ alle ein bisschen in die Pflicht zu nehmen". Sie befürchtet, dass so einem Freerider-Verhalten Vorschub geleistet würde, weil es Mitglieder gebe, die noch kein ausreichendes „Verantwortungsgefühl" entwickelt hätten. Ihre Unzufriedenheit tritt dann auf, wenn es Engpässe gibt und schildert ihr Empfinden über den Karottenmangel im Winter der ersten Saison:

> „Wenn die Karotten letztes Jahr im Unkraut versunken sind, haben wir alle den Winter über weniger Karotten gehabt. Es gab relativ wenig Karotten, fand ich. Das ist ganz klar, da kann man nicht mehr kucken, wer hat gejätet und wer nicht zum Beispiel. Oder wer hat wie viel Stunden gearbeitet. Wer hat wie viel gezahlt? Bei so einem großen Projekt ist das nicht möglich. Da kriegen dann halt alle weniger Karotten. Und wenn jemand dann auf den Markt oder in den Laden geht zum Karotten kaufen, der pro Monat in das Projekt nur 20 Euro einzahlt und eigentlich nie arbeiten kommt, dann macht das dem nichts aus, ja. Aber mich stört das" (Veronika).

Veronika drückt in diesem Zitat ihr Unbehagen mit der Freiwilligkeit aus und sieht darin eine Ungerechtigkeit, „obwohl ich gerne viel gebe, aber irgendwo langt es dann". Allerdings würde sie den Grundsatz der Abkopplung von Geben und Nehmen nicht in Gänze verwerfen wollen. Sie glaubt allerdings, dass die Gemeinschaft ein „sanftes Druckmittel" brauche oder dass mangelndes Engagement eine Konsequenz nach sich zieht, „die sich nicht auf alle verteilt". Ihr Vorschlag besteht darin, die Mitgliedsbeiträge transparent zu machen und eine Offenlegung der Daten, wer sich wie oft engagiert hat. Sie erhofft sich dadurch einerseits eine gegenseitige Kontrolle der Mitglieder andererseits sieht sie in der Transparenz auch „Möglichkeiten zur Selbstkontrolle" und zur „Selbsteinschätzung". „Es geht darum, dass wir gesehen werden in unserem TUN aber auch in unserem NICHT-TUN und

dann Verantwortung übernehmen“. Ein weiterer Vorschlag von ihr wäre, dass mit Mitgliedern, die wesentlich weniger als den nötigen Durchschnittsbetrag bezahlen, ein Gespräch geführt wird, „wo man fragt, wieso kannst Du so wenig zahlen? Was kannst du DANN einbringen? Damit meine ich: Wie kannst du dich –wenn nicht finanziell– sonst noch einbringen“.

Lara vermutet, dass eine Abkehr vom Prinzip der Freiwilligkeit nicht förderlich und wünschenswert wäre, da die Stimmung und die Atmosphäre in der Gemeinschaft dadurch gefährdet würden. Auch Julian steht dem skeptisch gegenüber:

> „Also wir wollen nicht so Kontrollmechanismen und so Zwänge und so weiter. Sondern wir wollen, wenn dann eher die Frage stellen: was steht den Leuten im Weg?“.

Lara und Veronika sehen in der Anzahl der Mitglieder, also der Größe des Projekts ein Spannungsfeld bezüglich der „Engagements-Problematik“, da sie der Überzeugung sind, dass eine Verantwortungsdiffusion mit der Größe der Gruppe zusammenhängt. Lara illustriert diese Vermutung am Beispiel der Verteilungs-AG:

> „Man hätte ja damit rechnen können, dass, als wir auf 260 erhöht haben, die Anzahl der Radler sich gleichzeitig mit erhöht. Und das ist offensichtlich nicht der Fall. Ich habe sogar ein bisschen die Befürchtung, dass durch die höhere Anzahl die Motivation der einzelnen eher noch mehr gesunken ist“.

Auch Veronika problematisiert die hohe Anzahl der Mitglieder. Verantwortungsdiffusion, weniger Möglichkeiten zur Selbstkontrolle und Selbsteinschätzung gingen damit einher und die Entwicklung eines Gemeinschaftsgefühls würde dadurch erschwert. Die Erhöhung der Mitgliederzahl wurde auf Mitgliederversammlungen bisher zweimal diskutiert, als ein Haushaltsdefizit bestand. Wenn sich nach den Mitgliedsbeitragsgeboten herausstellt, dass der Haushaltsplan nicht vollständig durch die Mitglieder gedeckt werden kann, werden Strategien überlegt, wie das Defizit ausgeglichen werden kann. Dabei wurde neben Spendensammeln und Einsparungen auch die Erhöhung der Mitgliederzahl diskutiert. Veronika plädiert aufgrund der Größe des Projekts für eine dezentralisierte Struktur, in der die einzelnen Verteilpunkte stärker zusammenkommen und gemeinsam Verantwortung für verschiedene Aufgaben übernehmen würden. „In der großen Gruppe ist das Miteinander

nicht möglich. Es geht einfach nicht. Sondern nur in diesen kleinen Gruppen“ (Veronika). Ein Vorschlag von ihr wäre zum Beispiel, die Verteilpunkte selbstständig für die Abholung der Produkte verantwortlich zu machen statt eine zentrale Verteil-AG.

Geringe Kapazitäten der Mitglieder: mit einem Bein im Berufsleben, mit dem anderen im Projekt

In einigen Kommentaren wurde schon deutlich, dass die beschriebene „Konsumentenhaltung und das Bewusstsein“ auf die Eingebundenheit der Mitglieder in gesellschaftliche Verhältnisse und Gewohnheiten zurückzuführen sind. Doch diese Eingebundenheit wirke sich nicht nur auf das „Bewusstsein“ und die „Haltung“ aus, sondern auch auf die realen Kapazitäten der Mitglieder, sich zu engagieren. So seien die Menschen stark eingebunden „in ihrem Arbeitstrott und so“ (Julian) und hätten besonders unter der Woche kaum Zeit, an Aktivitäten der GartenCoop teilzunehmen. Julian berichtet, dass es häufig vorkommt, dass Mitglieder aus der GartenCoop austreten:

> „mit dem Argument ‚ich kriege das nicht hin’. Dass die halt sagen ‚ich bin da unzufrieden mit mir selbst’. Also es ist nicht mal ein Vorwurf irgendwie an die Organisation, sondern sie sagen: ‚oh, pass mal auf. Ich würde gerne mehr mitarbeiten, ich kriege es aber einfach nicht hin, weil Kinder, weil Arbeit, weil Haus ... Und damit es stimmiger für mich ist, trete ich lieber aus’“.

In diesen Fällen würden sich die Menschen also gerne engagieren, weil sie das Projekt gut finden und es gerne unterstützen möchten, aber keine Kapazitäten haben, sich einzubringen. Aus „einem schlechten Gewissen“ heraus, das Projekt nicht genug unterstützen zu können, verlassen sie es lieber. Veronika beschreibt diese schwierige Situation wie folgt:

> „das mit-einem-Fuß-im-Berufsleben-stehen ... und mit einem anderen Bein in dieser Gemeinschaft, wo auch erwartet wird, dass man sich engagiert, dass man drin ist, dass man sich einbringt. Das wird schon ein Spagat ... Das reibt einen auf“ (Veronika).

Ein Bewältigungsversuch für dieses Problem bestand im Schaffen von mehr Partizipationsangeboten an Feiertagen und am Wochenende, so dass Menschen, die unter der Woche berufstätig sind, mehr Möglichkeiten haben, sich einzubringen. „Aber das löst das Problem grundsätzlich nicht“, meint Julian.

Verfestigte Strukturen und mangelnde Öffnung der Initiator_innengruppe

In den bisherigen Ausführungen zu den Ursachenzuschreibungen bezüglich der Probleme, die im Zusammenhang mit der Verteilung des Aufwands stehen, wurde der Fokus auf die Mehrzahl Mitglieder, die nicht bezahlt werden und nicht zur Kern- oder Initiator_innengruppe gehören, gelegt und Lösungsmöglichkeiten gesucht, diese zu aktivieren, zu motivieren, sich mehr zu engagieren. „Die Zugpferde von dem Projekt“, meint Veronika, „haben in meinen Augen unheimlich viel geleistet ... Und jetzt ist es tatsächlich an den Mitgliedern“. Martin sieht zwar auch die Problematik, dass Mitglieder berufstätig sind und ihren Lebensunterhalt verdienen müssen „und man kann von denen gar nicht erwarten, dass sie sich so viel engagieren, weil sie die Kapazitäten gar nicht haben“. Er legt aber als einziger der Befragten den Schwerpunkt auf einen anderen Aspekt. Er gehörte selbst zur Gruppe der Initiator_innen und ist der Auffassung, dass es kaum gelang, eine Öffnung und damit Integration von Mitgliedern zu erreichen. Er erinnert sich,

> „dass es total schwierig war, andere Leute miteinzubeziehen, also für die Kerngruppe sich zu öffnen, quasi aufzulösen und Mitglieder, die dann schon vor dem eigentlichen Start da waren, miteinzubeziehen“.

Die Initiator_innen waren zum Teil befreundet und hätten Schwierigkeiten gehabt, den „engen persönlichen Kreis ... aufzumachen und fremde Leute reinzulassen“ und damit auch neue Ansichten, Persönlichkeiten und Ideen zu integrieren. Die Öffnung hin zu einem „basisdemokratischen“ Projekt sei dadurch weiter erschwert worden, dass es Klausurtagungen über Perspektiven der GartenCoop gab, die nur für „einen engeren Kreis, der alten Kerngruppe oder vielleicht noch ein paar Leute, die sympathisch waren“ geöffnet waren. Martin hatte sogar

> „den Eindruck, dass die Mitglieder als Zahler, Erntehelfer und Jäter gewünscht sind. Aber wenn dann der Wunsch mitzusprechen aufkommt. Dann ist es manchen vielleicht zu viel“.

Eine Struktur, bestehend aus einem inneren Kreis und einem äußeren Kreis, also einem Zentrum und einer Peripherie des Projekts hätte sich also institutionalisiert. Diese Problematik wird auch von den anderen Befragten thematisiert (ich komme in Kapitel 5.3.3. darauf zurück), allerdings nicht im

Zusammenhang mit dem Problem des Engagements. Martin ist der Meinung, dass diese Verbindung in der GartenCoop nicht ausreichend thematisiert würde:

> „Es wird ja jetzt teilweise geklagt über mangelndes Engagement. Aber das wird nicht so richtig im Zusammenhang gesehen, dass das miteinander zu tun hat ... Ich finde, dass sich zahlreiche Mitglieder viel engagieren und weitere sich wünschen, Möglichkeiten dafür zu bekommen. Die, die wenig oder nicht kommen haben ihre nachvollziehbaren Gründe“.

Martin sieht die Problematik der oben beschriebenen Konsumhaltung eher als nachgelagertes Problem, das durch diese projekt-immanenten Strukturen begünstigt würde: „Also dass diese Rollen dann auch angenommen werden von den Machern ... und denen die eher mitlaufen, konsumieren, die Strukturen nutzen“. Das Problem, dass sich Hierarchien und Herrschaftsstrukturen in Projekten mit basisdemokratischen Anspruch reproduzieren, kennt Martin aus anderen Projekten. Ein „Knackpunkt“ für die Verfestigung und Förderung solcher Strukturen sah er in der Schaffung der bezahlten Stelle für Koordinations- und Organisationsaufgaben. Das Einrichten dieser Stelle löste einen der Hauptkonflikte in der jungen Geschichte der GartenCoop aus.

5.2.2 Bezahlte Organisationsarbeit und der Widerspruch von Ehrenamt und Profession

Wie in der Beschreibung dargestellt, war von Beginn des Projekts an klar, dass es ein Anbauteam geben wird, das vom Verein finanziell getragen wird. Diese bezahlten Stellen sollte es ursprünglich allerdings nur im Bereich des Anbaus geben. Sämtliche anderen Tätigkeiten sollten selbstorganisiert durch die Mitglieder getragen werden. Viele Tätigkeiten wurden aber von recht wenigen Mitgliedern ausgeführt, die zur Initiator_innengruppe gehörten. Es kam dann die Diskussion auf, ob drei dieser sehr aktiven Mitglieder eine Bezahlung für ihre Tätigkeiten bekommen sollen. Julian, der eine dieser drei Personen ist, beschreibt den Sachverhalt so:

> „Dann haben wir aber auch festgestellt in dem Moment, wo wir angefangen haben, die Kooperative umzusetzen, dass zum Beispiel im organisatorischen Bereich,

> gerade in dieser Aufbauphase, die Öffentlichkeitsarbeit, die Einbindung von Mitgliedern, Aufbau der Struktur, der Verteilstruktur, die Rechtsformen, die Finanzen, die Post, das Vereinsgedöns. Also viele Aufgaben haben irgendwie eine Kontinuität gebraucht und da sind im Prinzip auch so zwei Meinungen entstanden“.

Für eine Bezahlung der Leute, die den Großteil dieser Arbeiten erledigten, war Lara. Sie hielt es für eine „Illusion“, dass die anfallenden Aufgaben alle ehrenamtlich erledigt werden könnten. Sie begründet ihre Position dadurch, dass „wir Menschen mit Überblick brauchen und dass da einfach Geld in die Hand genommen werden muss“. Auch Julian begründet die Bezahlung mit der Annahme, dass einige Tätigkeiten Kontinuität bräuchten, nicht mehr komplett unbezahlt zu leisten seien und „dass in der Summe einfach ein wahnsinns Aufwand dahinter steckt und auch irgendwo eine Belastung“. Deshalb sollten diese Leute „auch eine Entschädigung kriegen für diese Arbeit“. Zu der Position, die diesen Schritt ablehnte, bekennt sich Martin. Er begründet seine Skepsis mit dem Argument, die Bezahlung von solchen Aufgaben würde die Selbstorganisation und die motivierte freiwillige Beteiligung der Mitglieder untergraben. Dies sei „kontraproduktiv“ für ein Projekt, das den Anspruch hat, selbstorganisiert und basisdemokratisch zu sein.

> „Da hab ich auch andere Erfahrungen. Wenn man Verwaltungsstellen einführt, wird der Verwaltungsapparat immer größer und die anderen Leute werden immer weniger aktiv. Also es gibt ja jemanden, der es macht. Der wird dafür bezahlt. Warum soll der es nicht machen. Schließlich hat der Zeit und wird bezahlt“ (Martin).

Martin hatte schon die Befürchtung, dass sich „Widersprüche“ und „Eigendynamiken“ bei der Gründung des professionellen gärtnerisch-landwirtschaftlichen Betriebs entwickeln könnten. Diese Befürchtungen hätten sich bestätigt. Er beschreibt negative Erfahrungen, die er als Mitglied des Anbauteams gemacht habe:

> „So einen Betrieb aufzubauen hat schon ganz viele Zwänge, die man sich reinholt und die man auch zwischen den Leuten, die da zusammenarbeiten merkt. ... Solch einem bestimmten Betriebskonzept (müsse) man dann immer genügen und kann sich nicht seine Praxis so gestalten, wie es eigentlich für die Menschen gut wäre“.

Martin’ Ansicht nach würden sich dadurch die Rollen von Konsumenten_innen und Produzenten_innen und damit die üblichen Ware-Geld-Beziehungen zum Teil reproduzieren obwohl man genau diese Tendenzen vermeiden wollte. Weiter begründet Martin seine Auffassung damit, dass sich diese Strukturen

auf „das Verhältnis der Menschen“ und auf die konkrete Praxis des Betriebs und der GartenCoop auswirke. So berichtet Martin von Konflikten, die durch die Überlastung der Gärtner_innen und unausgesprochene Erwartungs- und Anspruchshaltungen im Anbauteam entstanden wären. Es wurde wichtiger den vermeintlichen Betriebsnotwendigkeiten zu genügen, als das reale Engagement der Kolleg_innen zu würdigen und deren Grenzen in der Leistungsfähigkeit anzuerkennen.

> „Wo dann diese Arbeit auf eine gleiche Art gesehen und betrieben wird wie in normalen Betrieben, normalen Gärtnereien. Dass die ganz stark auf die zwischenmenschliche Ebene wirkt. Negativ! Dass man sich eher Stress miteinander macht anstatt einfach die gegenseitigen Potentiale zu sehen und das Beste daraus zu machen.“ (Martin)

Die Belastung, über die das Anbauteam häufig klagt und „die sich die Gärtner zugemutet haben, kommt von ihrem Konzept, einen Gärtnereibetrieb aufzubauen“ (Martin). Ein weiterer Aspekt, der reproduziert würde, ist das starre Festhalten an „Effektivitätsgesichtspunkten“, die aus marktwirtschaftlichen Erwerbsgärtnereien kämen. So beschreibt Martin, dass die – vom Anbauteam geplante – Menge an Gemüse einer Sorte weniger an die Bedürfnisse der Mitglieder angepasst werde sondern an Effizienzkriterien im Anbau. Einen weiteren Widerspruch sieht Martin in der Gefahr, dass das Schaffen und Erhalten von bezahlten Arbeitsstellen zum Selbstzweck verkommen würde und in Konflikt mit dem eigentlichen Ziel der selbstorganisierten, solidarischen Versorgung mit Nahrungsmitteln stehe. Als Beispiel gibt er die Diskussionen um die Erhöhung der Mitgliederzahl an:

> „Wie viele Mitglieder jetzt gebraucht werden, war immer nur eine Frage ‚Wie viele brauchen wir um den Haushalt und eine bestimmte Stellenzahl zu finanzieren’. (...) es wurde bei der letzten Mitgliederaufstockung ja nicht einmal die Frage gestellt: ‚Reicht denn dann das Gemüse noch? Wenn jetzt noch mehr Leute dazu kommen’. Für mich würde immer die Versorgung der Menschen, die jetzt mitmachen, im Zentrum stehen. Also dass sie soviel bekommen, wie sie brauchen und auch am liebsten so, dass sie die Gemüsearten, die sie gerne hätten, bekommen. Wenn man aber vom Betrieb aus denkt, dann sind da ganz andere Kriterien.“

Martin betont, dass es sehr schwierig ist, diese Widersprüche zu vermeiden, dennoch habe er einen reflektierten und bewussten Umgang damit in der GartenCoop vermisst.

> „Also man kann gewisse Sachen, die am Anfang noch notwendig sind, ja machen. Aber (..) man muss es sich eben genau angucken und keine Eigendynamik zulassen. ... Und dafür war das Bewusstsein eigentlich nicht da. Auch nicht in der Kerngruppe“ (Martin).

Für ihn wurde bei der Schaffung von Koordinations- und Organisationsstellen eine Grenze überschritten. Er vermutet, dass „der Wunsch in solch einem tollen Projekt auch seinen Lebensunterhalt zu verdienen für manche, nicht nur gärtnerisch, sondern auch vorwiegend organisatorisch Tätige einfach sehr groß war." Schließlich wurden die Stellen geschaffen, wie Julian einräumt aber

> „in einem sehr bescheidenen Rahmen. Also ... das Projekt beruht weiterhin sehr stark auf ehrenamtlichem Engagement“ (Julian).
>
> „Das ist kein Lohn. Das ist einfach eine Geste, die ihnen hilft, unabhängiger zu sein von irgendwelchen anderen Jobs oder Eltern oder so“ (Lara).

Außerdem wurde bei dem Beschluss festgehalten, dass sich diese Stellen perspektivisch „selbst überflüssig machen“ (Martin) sollen, in dem eine Aufgabe darin bestehen soll, Mitglieder einzubeziehen und in wichtige Arbeitsbereiche einzuarbeiten. Martin hält das für unrealistisch, da die Inhaber dieser Stellen dadurch ein Stück weit „ihre eigene Existenz untergraben“ müssten, da sie zum Teil auf dieses Einkommen angewiesen seien. Der zentrale Widerspruch liegt hier in der Grenzziehung zwischen „ehrenamtlichen“, unbezahltem Engagement und bezahlter Arbeit für das Projekt.

> „Also das ist ein Spannungsfeld, was Konfliktpotential hat. Professionalisierung ,wo Geld im Spiel ist und Ehrenamt, kein Geld im Spiel“ (Julian).

Julian findet die Befürchtung, „dass da so eine starke Hierarchie entsteht, dass die Leute sich eher vom ehrenamtlichen Engagement zurückziehen“ auch nachvollziehbar. Auch wenn Martin die Schaffung von bezahlter Organisationsarbeit kritisiert, findet er die Bezahlung beim Anbauteam auch schon problematisch:

> „Also zu sagen: die Gärtner haben jetzt mal das Anrecht, Geld zu verdienen und die anderen nicht, die sich auch viel engagieren, das ist eigentlich nicht okay. Und wo zieht man die Grenze zwischen denen, die sich sehr viel engagieren und denen, die sich nur viel engagieren und denen, die sich noch ein bisschen weniger. Das geht eigentlich gar nicht“.

Neben einem vorsichtigen und reflektierten Umgang mit den Widersprüchen, sieht Martin nur eine Erweiterung in ein Konzept des „alternativen Wirtschaftens“.

> „Also man müsste von diesem (..) einseitigen Lebensmittelproduktionskonzept auf ein umfassendes "Anders Wirtschaften"-Konzept kommen. ... Dass man es in andere Bereiche erweitert, damit sich mehr Leute sowohl mit ihren Fähigkeiten einbringen können, als auch die Vorsorgung mit verschiedensten Dingen immer mehr über dieses Projekt läuft. ... je mehr Bereiche dann in dieser Art organisiert sind, desto mehr kriegen die, die darin tätig sind auch von den anderen und haben dadurch weniger Geldbedarf. Also letztendlich geht der Geldbedarf dann langsam runter. ... Dafür braucht es eben eine Vernetzung von vielen Tätigkeitsbereichen“ (Martin).

5.2.3 Das Zentrum-Peripherie-Problem und die Schwierigkeit basisdemokratischer Entscheidungsfindung

> „Da ist schon so eine Hierarchie da. Es gibt halt einen Kreis an Leuten, der sich intensiver mit dem Projekt auseinandersetzt als andere.“ (Julian)

Die Problematik, dass es eine gewisse Hierarchie oder einen inneren und äußeren Kreis an Mitgliedern gibt, wurde mit den ungewollten Konsequenzen schon in einigen Punkten angesprochen. Vor dem Anspruch einer selbstorganisierten, partizipativen Lebensmittelversorgung durchzieht dieser Aspekt in Gestalt der „Konsumenten- und Produzentenhaltung“ das Problem des Engagements und Martin vertritt die These, dass bezahlte Arbeit dieses Problem befördert. In diesem Zusammenhang beschreibt er auch die Schwierigkeit der Öffnung der Initiatoren_innengruppe. Im Folgenden möchte ich unter der Stichwort „Zentrum-Peripherie-Problem“ diesen Aspekt noch einmal eigens aufgreifen, weil er immer wieder als gesonderter Punkt in der GartenCoop und von den Interviewten thematisiert wird. Das Problem wird mit Begriffen wie „Hierarchie-Problem“, „Ihr-Wir-Probem“ diskutiert oder auch als „Problem der Trennung von Betrieb und Verein“ thematisiert. Im Folgenden soll das „Zentrum-Peripherie-Problem“ zunächst allgemein und dann unter dem Gesichtspunkt der Entscheidungsfindung betrachtet werden. Die Auseinandersetzung um die Einführung von Tierhaltung dient dabei als Illustration.

In den Interviews wurde die Spaltung der GartenCoop in ein Zentrum und eine Peripherie einerseits explizit thematisiert:

> „Der Punkt, dass das ganze von wenigen Leuten ausgegangen ist, aber der Anspruch ein basisdemokratischer ist“ (Martin).
>
> „Aber in der Praxis sieht es dann doch so aus, dass es einen Kernkreis an Leute gibt, 20, vielleicht 30 Leute, ja mit so einem Gefälle nach außen. Und dieser Kernkreis an Leuten, der trägt die Kooperative“ (Julian).

Anderseits erscheint sie immer wieder in den Sprechweisen der Interviewten. Sehr gut zu sehen ist dies bei einem Versprecher von Veronika:

> „Wenn etwas nicht gut gelaufen ist, dann hat sich bisher eine Lösung gefunden. Da fand ich DIE, äh, UNS (lachen) recht flexibel“.

Veronika spricht hier also von *denen*, die eine Lösung finden, korrigiert sich dann aber schnell und verwendet „uns“ statt „die“. Offensichtlich konfligiert ihr erster Impuls, einer bestimmte Gruppe („die“) die Lösungs- und Entscheidungskompetenz zuzuschreiben, mit ihrem Wunschbild der GartenCoop von „Wir sind EINE Gemeinschaft“. In Julians Befürchtung über eine „ganz schlechte Ernte“ bei der

> „die Leute denken ‚oh jetzt habe ich so viel Geld für die Landwirtschaft ausgegeben und die gibt nichts her’“

lässt sich einerseits eine gewisse „Verkäuferhaltung“ erkennen, die nicht der ursprünglichen Idee „Gute und schlechte Ernten teilen“ (GartenCoop e.V., 2012) entspricht. Andererseits spiegelt sie den Erwartungsdruck und die Befürchtungen des Anbauteams und der Kerngruppe wider. Lara spricht an einigen Stellen auch von „den Machern“. Die Ursachen, welche die Interviewten für diese Strukturen sehen, wurden in den vorhergehenden Kapiteln schon zum Teil benannt. Martin sieht eine mangelnde Bereitschaft der Initiator_innengruppe, sich zu öffnen und neue Mitglieder einzubeziehen. Lara vermutet ähnliches: „ich könnte mir vorstellen, dass es auch eventuell Leute gibt, die etwas nicht abgeben möchten“. Grundsätzlich allerdings wird die Tatsache, dass es ein Zentrum, einen inneren Kreis oder Kerngruppe gibt, nicht zwangsläufig als problematisch und negativ angesehen. Eine „effiziente“ Entscheidungsfindung erfordere auch Entscheidungsmacht einzelner oder kleinerer Gruppen:

> „Dass es Menschen gibt, die -entweder weil sie Geld dafür kriegen oder weil sie es ehrenamtlich gerne machen- dann auch schon mal Dinge entscheiden. Ich glaube, das muss man machen. Sonst wird man ineffizient“ (Lara).

Entscheidungsstrukturen sollten allerdings immer so beschaffen sein, dass die Möglichkeit für alle Mitglieder gegeben ist, sich an Entscheidungen zu beteiligen und dass Entscheidungen transparent kommuniziert werden. Diese sei prinzipiell auch gegeben:

> „Du hast dieses Gefälle, auch eben mit der Bezahlung. ... Aber wir bemühen uns sehr viel, das alles transparent zu machen mit diesem Newsletter, der jede Woche raus geht. Mit den Protokollen. Also jemand, der Anschluss finden WILL, der findet den auch. Und das wollen wir immer ermöglichen“ (Julian).

Dass prinzipiell die Möglichkeit besteht, sich einzubringen und an Entscheidungen mitzuwirken, die Strukturen also offen und partizipativ gestaltet seien, sehen auch Lara und Veronika so. Martin allerdings sieht in den basisdemokratischen, partizipativen Entscheidungsstrukturen nur einen

> „erstmal theoretischen Anspruch. Aber damit die Menschen sich beteiligen, Mitglieder sich beteiligen können, braucht es auch von denen, die schon viel Wissen haben und aktiv sind, genauso deren Informationsweitergabe und .. die müssen sich auch zurücknehmen. Die dürfen nicht immer alles selber machen“.

Er schildert Erlebnisse von Mitgliederversammlungen, die von der Kerngruppe so konzipiert worden wären, dass Entscheidungen in eine bestimmte Richtung gingen.

> „Aber wenn ich mir zum Beispiel gewisse Mitgliederversammlungen angucke, da gab es eine ganz klare Regie, die Mitglieder in diese Richtung bringen sollte. Das war geplant. Das hat nichts mit Basisdemokratie zu tun, wie ich mir das vorstelle“ (Martin).

Einen großen Konflikt stellt die Auseinandersetzung über die Einbindung von Tieren in die Landwirtschaft dar. Das Konzept, das die Initiator_innengruppe in der Vorphase der GartenCoop erarbeitete, sah langfristig einen geschlossenen Hofkreislauf mit Tierhaltung vor, das heißt, dass der eigene ökologische Dung verwendet wird. Als die Anschaffung von Hühnern in der zweiten Saison beschlossen werden sollte, entfachte dies allerdings eine Auseinandersetzung, da einige Mitglieder gerne ein anderes (veganes) Konzept ohne Tierhaltung verwirklichen wollten. Die ursprüngliche Vision der Initiator_innengruppe und des Anbauteams wurde also von einigen Personen in Frage gestellt. Julian und Lara sehen den Grund dieser Auseinandersetzung in einer mangelnden Kommunikation des ursprünglichen Konzepts der Initiatoren_innengruppe an die Mitglieder, „weil es möglicherweise nicht klar genug immer bei jedem Interessenten kommuniziert

wurde, dass Tierhaltung geplant ist“ (Lara). In der Diskussion um die Hühnerhaltung

> „haben sich auch wiederum die Gärtner und Gärtnerinnen hauptsächlich wieder durchgesetzt, weil die auch von Anfang an gesagt hatten so: ‚wir wollen eigentlich mit Tieren einen geschlossenen Hofkreislauf hinkriegen’“ (Julian).

Grundsätzlicher stellt sich die Frage, wie unterschiedliche Visionen und Entscheidungen in der GartenCoop getroffen werden und wie mit Dissensen im Hinblick auf das ursprüngliche Konzept der Initiator_innen umgegangen wird. Zum Zeitpunkt des Entstehens dieser Arbeit ist erneut ein Konflikt über die Tierhaltung entstanden. Auf der Mitgliederversammlung, auf der über den Haushaltsplan der kommenden Saison entschieden werden sollte, wurde vom Anbauteam das Konzept einer Rinderhaltung, welches 2013 verwirklicht werden soll, vorgestellt. Bei einigen Mitgliedern hat dies Empörung ausgelöst, da sie „vor vollendete Tatsachen gestellt wurden“* und sich vom Anbauteam „überrumpelt gefühlt“* haben. Auf der Mitgliederversammlung sowie in Diskussionen danach im Internetforum wurde in diesem Zusammenhang auch das „Zentrum-Peripherie-Problem“ beziehungsweise „Ihr-Wir-Thema“ thematisiert. So wurde die Frage aufgeworfen, ob der Betrieb und damit das Anbauteam die „Entscheidungshoheit“* über bestimmte Dinge habe oder ob diese letztlich beim Verein und damit bei allen Mitgliedern liege. Außerdem tritt ein grundsätzliches Problem basisdemokratischer Entscheidungen zu Tage, nämlich der

> „Widerspruch zwischen der Notwendigkeit, schnell Lösungen zu finden, und dem Anspruch, Zeit zu brauchen, um Konsenslösungen zu finden“ (Martin).

5.3 Diskussion und Reflexion der Empirie

Anknüpfend an die vorhergehende Darstellung werde ich nun die Grenzen, Probleme und Perspektiven des aktualempirischen Vorgehens dieser Arbeit diskutieren. Zunächst einmal sei angemerkt, dass das Vorgehen nicht den subjektwissenschaftlichen Forschungsidealen, wie in Kapitel 3.2.5 dargestellt, entsprechend verwirklicht wurde. Nach Markard (2009) dienen die

---

* Persönliche Kommunikation, 11.11.2012

subjektwissenschaftlichen Forschungsregulative dazu, Reflexionen über die Erkenntnismöglichkeiten eines Forschungsprojekts anzustellen und dessen Grenzen benennen zu können. In diesem Sinne gilt es, zu erörtern, welche Erkenntnisse die Interviewanalyse bietet und wie das Vorgehen in einer subjektwissenschaftlichen Handlungsforschung weitergehen könnte.

Die problemzentrierten Interviews drehten sich um die zentralen Konflikte und Widersprüche, welche die Beteiligten in dem Commons-Projekt erfahren, und die Bewältigungsstrategien, die sie für sinnvoll erachten. Die obige Analyse diente dazu, aus dem frei Erzählten, die wesentlichen Aspekte herauszuarbeiten und die verschiedenen Sichtweisen darzustellen. Dies entspricht im weiteren Sinne der Problemanalyse der ersten Instanz der Entwicklungsfigur, wobei eine eigentliche Diskussion der Standpunkte und eine gemeinsame Verständigung der Betroffenen über die Aspekte nicht stattgefunden hat. Die kommunikative Validierung durch die Interviewten diente lediglich dazu, zu überprüfen, ob die Sichtweisen und Gründe korrekt erfasst wurden. Auf der Grundlage dessen könnte dennoch ein Handlungsforschungsprozess aufbauen: Gemeinsam mit den Interviewten könnte eine weitere Präzisierung der Problemlage erfolgen, restriktive Denk- und Handlungsmuster identifiziert werden und Handlungsvorschläge erarbeitet und dann praktisch erprobt werden. In einen Forschungsprozess dieser Art müssten außerdem problemzentrierte gesellschaftstheoretische Analysen integriert werden, welche die relevanten Lebensbedingungen auf den Begriff bringen. Im Rahmen dieser Arbeit war dieses Vorgehen nicht zu realisieren.

Exemplarisch möchte ich dennoch einige Begründungsfiguren der Interviewten problematisieren und auf potentiell restriktive Momente analysieren. Eine solche Analyse könnte in einem erweiterten Forschungsprozess als Diskussionsanstoß für die theoretische Aufschlüsselung der Probleme dienen (2. Instanz der Entwicklungsfigur).

In der Auseinandersetzung im Hinblick auf den ersten Problempunkt, der *Koordination des Aufwands*, stellt sich die Frage, wie dieses Problem besser erfasst werden kann und die entgegen gesetzten Sichtweisen aufgehoben werden könnten. So könnten Forscher und Mitforschende

untersuchen, ob die beiden folgenden Standpunkte Momente restriktiver Schuldzuweisungen beinhalten. Während Lara, Julian und Veronika sich auf gewisse Mitglieder fixieren, fixiert Martin vorwiegend die Initiatorengruppe. In beiden Fällen wird das Problem in gewissem Sinne personalisiert, also am Bewusstsein oder an festen Haltungen bestimmter Personen festgemacht. Eine Möglichkeit, mit diesem Problem umzugehen, wäre die Begründetheit der jeweiligen Handlungen in Rechnung zu stellen, um eine intersubjektive Verständigung zu ermöglichen, in dem man die Handlungsbedingungen thematisiert. Momente eines solchen Umgangs scheinen an einigen Stellen auf: Alle Beteiligte haben unter anderem die konkreten Lebensbedingungen (Arbeitsverhältnisse) der Mitglieder thematisiert.

Ferner wäre die Zuschreibung falschen *Bewusstseins* anderer Mitglieder kritisch zu hinterfragen. Hier wäre es interssant, auch die eigene Eingebundenheit in herrschende Denk- und Praxisformen zu beleuchten und zu reflektieren, um dann gemeinsam an neuen Sichtweisen zu arbeiten. Als mögliche Handlungsmöglichkeit wurde vielfach auf Kommunikationswerkzeuge wie der Gewaltfreien Kommunikation verwiesen. Dies könnte durchaus ein Ansatzpunkt sein, um den gemeinsamen Lösungsprozess zu gestalten. Allerdings sollte eine „Methodisierung“ der interpersonalen Kommunikation ebenso kritisch reflektiert werden wie die Überzeugung, dass Konflikte immer in diesem Rahmen gelöst werden können.

In der Auseinandersetzung über die Bezahlung von Stellen und den *Widerspruch zwischen Ehrenamt und Profession* wäre sicherlich eine genauere Problemanalyse notwendig. Martin sieht in der Einführung bezahlter Stellen einen restriktiven Bewältigungsversuch des Koordinationsproblems. Durch die Schaffung der Stellen würde das Problem der Beteiligung verschärft und der basisdemokratische Anspruch des Projekts gefährdet. Der Widerspruch wird auch von anderen erahnt, jedoch sehen sie, aufgrund der Dringlichkeit, wenige Optionen, anders mit dem Problem umzugehen. Der Widerspruch zwischen Profession und Ehrenamt ist wohl kaum im Rahmen des Projekts aufzuheben, sondern verlangt weiterreichende Veränderungen. Ein pragmatischer Umgang, das heißt, erst einmal bezahlte Stellen in einem bestimmten Rahmen beizubehalten, der weitere Perspektiven offen lässt und

somit nicht zu verselbstständigten Dynamiken führt, müsste weiter diskutiert werden. Dabei wäre es wichtig darauf zu achten, dass die Interessen und Gründe (z.B. ‚in einem tollen Projekt, seinen Lebensunterhalt verdienen zu wollen') reflektiert und anerkannt werden. Gleichzeitig müssten auch die möglichen Auswirkungen auf das Projekt berücksichtigt werden.

Der dritte Problembereich, das *Zentrum-Peripherie-Problem* und die Schwierigkeit basisdemokratischer Entscheidungsfindung, ist eng verknüpft mit dem vorherigen Konfliktfeld. In einem der nächsten Schritte könnte gemeinsam thematisiert werden, ob eine „Hierarchie" oder ein Kreis an Menschen, die die Kooperative tragen, sinnvoll ist und wo sie die die Ziele des Projekts gefährden könnten. Ein Fokus könnte auf die Frage gelegt werden, inwiefern unterschiedliche Kompetenzen und Verantwortlichkeiten mit unterschiedlichen Entscheidungskompetenzen verknüpft sind und sein sollten. Außerdem könnte es hilfreich sein, die Problemanalyse zu vertiefen. Dabei wäre einerseits der ‚innere Mitgliederkreis' in seiner positiven und effektiven Funktion zu betrachten und andererseits die Probleme der Entscheidungsfindungen, die damit verknüpft sind, zu untersuchen. Dabei könnte man diskutieren, wo eine abstrakte *Hierarchiefeindlichkeit* besteht und wo sich Herrschaftsverhältnisse und unterschiedliche Durchsetzungsmöglichkeiten von Personengruppen tatsächlich herausbilden. Eine genaue Problemanalyse, wie sich Herrschaftsverhältnisse zwischen kompetenteren (z.B. Anbauteam) und inkompetenteren Mitgliedern einerseits, alten und neuen Mitgliedern andererseits entwickeln wäre ebenso zu diskutieren wie den Aspekt, inwiefern die Initiator_innen mehr Rechte haben, das Projekt zu gestalten.

Es ist geplant, die Ergebnisse dieser Arbeit, den Mitgliedern der GartenCoop vorzustellen und einen erweiterten Diskussionsprozess anzustoßen.

6. Abschluss und Ausblick

Das Ziel dieser Arbeit war es, eine neue Sichtweise –sowohl in begrifflicher als auch in forschungspraktischer Hinsicht– für die Commons-Diskussion zu entwickeln. Dazu wurde zunächst im Durchgang durch die verschiedenen Diskurse ein umfassender Commons-Begriff entwickelt. In der Auseinandersetzung mit theoretischen und methodologischen Fragen, wurde das subjektwissenschaftliche Paradigma vorgestellt und auf dessen Grundlage ein Entwurf für die Commons-Forschung entwickelt. Im empirischen Teil dieser Arbeit wurden –orientiert an subjektwissenschaftlichen Kategorien und Forschungsregulativen– problemzentrierte Interviews mit Beteiligten des Commons-Projekts „GartenCoop Freiburg“ geführt. Die Auswertung der Interviews stellt eine Problemanalyse bezüglich der subjektiv erfahrenen Widersprüche und Konflikte des Commonings dar.

Der subjektwissenschaftliche Ansatz konnte im empirischen Teil nicht in Gänze realisiert werden. Dennoch können die Ausführungen in dieser Arbeit einen Anstöße sowohl für die wissenschaftliche Commons-Debatte liefern, als auch für die konkrete Praxis Commons-basierter Projekte.

Für eine wissenschaftliche Debatte könnten die behandelten theoretischen und methodologischen Aspekte besonders in den Diskussionen um eine transdisziplinäre Nachhaltigkeitswissenschaft („sustainabilty science“, vgl. Schweizer-Ries & Perkins, 2012) fruchtbar sein. Aufgrund der integrierenden Sichtweise der Subjektwissenschaft auf das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft, könnte jene ein Gerüst für ein transdisziplinäres Vorgehen bieten. Fünf Kriterien sind nach Riemer und Schweizer-Ries (2012) für eine Nachhaltigkeitswissenschaft von Bedeutung, die alle für die Subjektwissenschaft konstitutiv sind:

1. *Inter- und transdisciplinary*: Sowohl in der Gewinnung der Grundbegriffe als auch in der Aktualempirie werden unterschiedliche Disziplinen (Anthropologie, Soziologie, Biologie, etc) integriert, ohne dass diese unverbunden nebeneinander stehen. Wie Markard (2009)

feststellt, muss sich subjektwissenschaftliche Forschung „schon von ihren kategorialen Grundlagen als transdisziplinär“ (S. 171) verstehen, da die „Kategorie der (Handlungs-)Gründe nur im Zusammenhang mit der gesellschaftstheoretischen Kategorie der Lebensbedingungen Sinn macht“ (ebd.). Das Mitforscher_innenprinzip hebt den Anspruch auf Transdisziplinarität gegenüber bloßer „Stakeholderbeteiligung“ auf eine höhere Stufe.

2. *Ecological and holistic*: die dialektische Perspektive der Subjektwissenschaft auf das Mensch-Welt-Verhältnis ist im Unterschied zu dualistisch-mechanistischen Ansätzen als ganzheitlich zu charakterisieren. Handeln kann nicht im Zusammenhang mit historisch-konkreten Bedingungen verstanden werden.
3. *Action oriented*: die subjektwissenschaftlich Handlungsforschung zielt auf die Entwicklung von Handlungs- und Veränderungswissen („transformative knowledge, vgl. Riemer & Schweizer-Ries, 2012, S. 148f) und die praktische Veränderung der Lebensbedingungen. Forschung dieser Art „transcends the disciplinary borders and also the borders of science and practice, of scientific and practical knowledge and of scientific findings and societal changes.“ (Schweizer-Ries & Perkins, 2012, S. 8)
4. *Value-based*: subjektwissenschaftliche Forschung versteht sich als emanzipatorische, eingreifende Wissenschaft und richtet sich gegen die positivistische Vorstellung einer wertfreien Wissenschaft. Sie zielt auf die denkende und praktische Überwindung gesellschaftlicher Herrschaftsverhältnisse.
5. *Reflective and responsible*: grundlegend ist die Reflektion der Interessen und Verantwortung der Forschung, wobei im dialektischen Sinn ist „das Erkenntnissubjekt selber sich als Teil des Bewegungs- und Entwicklungsprozesses reflektieren muss“ (Markard 2009, S. 108). Verantwortung gilt hier nicht einfach für der Anwendung vermeintlich neutraler wissenschaftliche Erkenntnisse, sondern schon für die Produktion derselben.

Eine so verstandene Nachhaltigkeitswissenschaft versucht das Mensch-Natur-Verhältnis als historisch gewordenes gesellschaftliches Verhältnis zu

begreifen, zu dessen Widersprüchen sich die Subjekte unterschiedlich verhalten können. Der Beitrag der Subjektwissenschaft könnte darin bestehen, in einem transdisziplinären Prozess eine Analyseinstrumentarium *für je mich* zu entwickeln, das es ermöglicht, die Widersprüche des –durch das gesellschaftliche Naturverhältnisses vermittelte– eigenen Handelns zu durchdringen. Eine so verstandene *Kritische Umweltpsychologie* könnte das Potential entfalten, den von Carl F. Graumann (2002) diagnostizierten „problematische(n) Zwischen-Charakter der Umweltpsychologie“ aufzuheben und sie damit „in einen weiteren Kontext“ (S. 161) zu rücken.

Gleichzeitig könnte sich die Subjektwissenschaft durch die Beschäftigung mit der Commons-Debatte und der Diskussion um eine Transformation zu einer sozial-ökologischen Gesallschaft, einer breiteren kritischen Diskussion öffnen und sich weiterentwickeln.

Literatur

Adorno, Th.W. (2001) [1951]. Minima Moralia: Reflexionen aus dem beschädigten Leben. Frankfurt/M: Suhrkamp.

Aguilera-Klink, F. (1994). Some notes on the misuse of classic writings in economics on the subject of common property. *Ecological Economics, 9*(3), 221-228.

Altvater, E. & Sekler N. (2006). *Solidarische Ökonomie: Reader des Wissenschaftlichen Beirats von Attac*. Hamburg: VSA-Verlag.

Axelrod, R. (1981). The emergence of cooperation among egoists. *The American Political Science Review, 75*(2), 306-318.

Axelrod, R. M. (1984). *The evolution of cooperation*. New York: Basic Books.

Batson, C. D. & Moran, T. (1999). Empathy-induced altruism in a prisoner's dilemma. *European Journal of Social Psychology, 29*(7), 909-924.

Bayertz, K. (1998). Begriff und Problem der Solidarität. In Bayertz. K. (Hrsg.), *Solidarität: Begriff und Problem* (S.11-53). Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Bender, A. (2001). *Fischer im Netz: Strategien der Ressourcennutzung und Konfliktbewältigung in Ha'apai, Tonga.* Herbolzheim: Centaurus.

Benkler, Y. (2006). *The wealth of networks: how social production transforms markets and freedom*. Yale: University Press.

Berger, P. L. & Luckmann, T. (1967). *The social construction of reality: A treatise in the sociology of knowledge*. New York : Anchor Books.

Bernau, O. (2012). Der globale Widerstand wächst. Land Grabbing - Bäuerliche Bewegungen machen mobil gegen neokolonialen Landraub. *ak - analyse und kritik, 569*, 25.

Bierhoff, H.W. & Küpper, B. (1999). Das "Wie und Warum" von Solidarität: Bedingungen und Ursachen der Bereitschaft zum Engagement für andere. *Ethik und Sozialwissenschaften, Streitforum für Erwägungskultur, 10*(2), 181-196

Boone, C., De Brabander, B. & van Witteloostuijn, A. (1999). The impact of personality on behavior in five prisoner's dilemma games. *Journal of Economic Psychology, 20*(3), 343-377.

Brandtstädter, J. (1982). Apriorische Elemente in psychologischen Forschungsprogrammen. *Zeitschrift für Sozialpsychologie, 13*, 267-277.

Brandtstädter, J. (1984). Apriorische Elemente in psychologischen Forschungsprogrammen. Weiterführende Argumente und Beispiele.

Zeitschrift für Sozialpsychologie, 15 ,151-158.

Brandtstädter, J., & Sturm, T. (2004). Apriorität, Erfahrung und das Projekt der Psychologie. *Zeitschrift für Sozialpsychologie, 35*(1), 15-32.

Cone, C., & Myhre, A. (2000). Community-Supported Agriculture: A sustainable alternative to industrial agriculture? *Human Organization, 59*(2), 187-197.

Costanza, R., Stern D., Fisher, B., He, L, Ma, C. (2004). Influential publications in ecological economics: a citation analysis. *Ecological Economics, 50*(3,4), 261-292.

Danheiser, P. R. & Graziano, W. G. (1982). Self-monitoring and cooperation as a self-presentational strategy. *Journal of Personality and Social Psychology, 42*(3), 497-505.

Dasgupta, P. (1982). *The control of resources*. Cambridge: Harvard University Press.

Dawes, R. M. (1973). The commons dilemma game: An N-person mixed motive game with a dominating strategy for defection. *ORI Research Bulletin, 13*, 1-12.

Dawes, R. M., McTavish, J. & Shaklee, H. (1977). Behavior, communication, and assumptions about other people's behavior in a commons dilemma situation. *Journal of Personality and Social Psychology, 35*, 1-11.

De Angelis, M. (2006). Introduction. *The Commoner, 11,* 1. Zugriff am 14.06.12, von http://www.commoner.org.uk/?p=24

De Cremer, D., Snyder, M. & Dewitte, S. (2001). "The less I trust, the less I contribute (or not)?" The effects of trust, accountability and self-monitoring in social dilemmas. *European Journal of Social Psychology, 31*(1), 93-107.

DeLind, L. B. (1999). Close encounters with a CSA: The reflections of a bruised and somewhat wiser anthropologist. *Agriculture and Human Values, 16*(1), 3-9.

Dietz, T., Dolsak, N., Ostrom, E., & Stern, P. (2002). *The drama of the commons.* Washington, DC: National Academies Press.

Dietz, T., Ostrom, E., & Stern, P. C. (2003). The struggle to govern the commons. *Science, 302*, 1907-1912.

Dörre, Klaus (2012): Landnahme, das Wachstumsdilemma und die "Achsen der Ungleichheit". *Berliner Journal für Soziologie, 22*(1), 101-128.

Dyer-Witheford, N. (2007). Commonism [Electronic version]. *Turbulence, 1.* Zugriff am 04.07.12, von http://turbulence.org.uk/turbulence-1/commonism/

Ecologist, T. (1993). *Whose common future? Reclaiming the commons*.

Philadelphia: New Society Publishers.

Ecologist (1994). "Whose common future: reclaiming the commons." *Environment and Urbanization, 6*(1), 106-130.

Ernst, A. M. (1997). *Ökologisch-soziale Dilemmata*. Weinheim: Psychologie Verlags Union.

Ernst, A. (2008). Ökologisch-soziale Dilemmata In E. D. Lantermann & V. Linneweber (Hrsg.), *Enzyklopädie der Psychologie* (S.569-605). Göttingen: Hogrefe.

Ernst, A. M., Eisentraut, R., Bender, A., Kiigi, W., Mohr, E., & Seitz, S. (1998). Stabilisierung der Kooperation im Allmende-Dilemma durch institutionelle und kulturelle Rahmenbedingungen. *GAIA - Ecological Perspectives for Science and Society, 7*(4), 271-278.

Exner, A., Lauk, C., & Kulterer, K. (2008). *Die Grenzen des Kapitalismus: wie wir am Wachstum scheitern*. Wien: Ueberreuter.

Exner, A., & Kratzwald, B. (2012). *Solidarische Ökonomie & Commons*. Wien: Mandelbaum.

Feeny, D., Berkes, F., McCay, B. J., & Acheson, J. M. (1990). The tragedy of the commons: Twenty-two years later. *Human Ecology, 18*, 1-19.

Gachter, S. und Fehr, E. (1999). Collective action as a social exchange. *Journal of Economic Behavior and Organization, 39*(4), 341-369.

Galt, R.E., (2011). Counting and mapping community supported agriculture in the United States and California: Contributions from critical cartography/GIS. *ACME: An International E-Journal for Critical Geographies, 10*(2), 131–62.

GartenCoop e.V. (2012a). Die GartenCoop – Vorstellung der Idee. Zugriff am 27.09.12, von http://www.gartencoop.org/freiburg/node/24

GartenCoop e.V. (2012b). FAQ – Häufig gestellte Fragen. Zugriff am 27.09.12, von http://www.gartencoop.org/freiburg/node/274

Gey, P. (1982). Zum Verhältnis von Theorie und Geschichte in der Property-Rights-Ökonomie. In Backhaus & Nutzinger (Hrsg.), *Eigentumsrechte und Partizipation* (S.73-102). Hanau: Haag + Herchen.

Giegold, S. and D. Embshoff (2008). *Solidarische Ökonomie im globalisierten Kapitalismus.* Hamburg: VSA-Verlag.

Goldman, M. (1998). Inventing the commons : theories and practices of the commons. In M. Goldman & Transnational Institute, *Privatizing nature: political struggles for the global commons* (20-53). Chicago: Pluto Press.

Görg, C. (1999). *Gesellschaftliche Naturverhältnisse*. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Graf, A. (2004). Eine deutschsprachige Version der Self-Monitoring-Skala. *Zeitschrift für Arbeits- und Organisationspsychologie A&O, 48*(3), 109-121.

Graumann, C. F. (2002). Zwischen den Disziplinen - Dilemma und Chancen der Umweltpsychologie. *Umweltpsychologie 6*(1), 154-161.

Gudeman,S. (2001). *The anthropology of economy: community, market, and culture*. Malden: Blackwell.

Hardin, G. (1968) The tragedy of the commons. *Science, 162*, 1243-1248

Habermann, F. (2008). *Der homo oeconomicus und das Andere: Hegemonie, Identität und Emanzipation*. Baden-Baden: Nomos.

Habermann, F. (2011). Solidarität wär' eine prima Alternative. Berlin: Dietz.

Haller, T. (2002). *The understanding of institutions and their link to resource management from a new institutionalism perspective*. Working Paper No.1, IP 6 Institutional Change and Livelihood Strategies.

Harvey, D. (2005). *The new imperialism*. Oxford: Oxford University Press.

Harvey, D. (2012). *Rebel cities: From the right to the city to the urban revolution*. New York: Verso.

Held, J. (2001). Einzelfallmethode. In H. Keupp & K. Weber (Hrsg.), *Psychologie: Ein Grundkurs* (S. 256-266). Reinbek: Rowohlt.

Helfrich, S., Kuhlen, R. (2010). Der Gemeingüter-Report: Wohlstand durch Teilen. Berlin: Heinrich Böll Stiftung.

Helfrich, S. & Heinrich-Böll-Stiftung (Hrsg.). (2012). *Commons: Für eine neue Politik jenseits von Markt und Staat*. Bielefeld: Transcript.

Hertel, G. (2003). Motivation of software developers in Open Source projects: an Internet-based survey of contributors to the Linux kernel. *Open Source Software Development, 32*(7), 1159-1177.

Hess, C. (2008). Mapping the new commons. Presented at the 12th Biennial Conference of the International Association for the Study of the Commons, Cheltenham, UK, July 14–18.

Hess, C. & Ostrom E. (2003). Ideas, artifacts, and facilities: Information as a common-pool resource. *Law and Contemporary Problems, 66*(1&2), 111-145.

Hinrichs, C. C. (2000). Embeddedness and local food systems: notes on two types of direct agricultural market. *Journal of Rural Studies, 16*(3), 295-303.

Holzkamp, K. (1970) . Wissenschaftstheoretische Voraussetzungen kritisch-emanzipatorischer Psychologie . *Zeitschrift für Sozialpsychologie, 1*, 5-21 u. 109-141. (zitiert nach dem Nachdruck in Holzkamp 2009)

Holzkamp, K. (1985). *Grundlegung der Psychologie*. Frankfurt am Main: Campus.

Holzkamp, K. (1986). Die Verkennung von Handlungsbegründungen als empirische Zusammenhangsannahmen in sozialpsychologischen Theorien: Methodologische Fehlorientierung infolge von Begriffsverwirrung. *Zeitschrift für Sozialpsychologie, 17*, 216-238.

Holzkamp, K. (1987). Grundkonzepte der Kritischen Psychologie. In AG Gewerkschaftliche Schulung und Lehrerfortbildung (Hrsg.), *Wi(e)der die Anpassung. Texte der Kritischen Psychologie zu Schule und Erziehung* (13-19). Soltau: Schulze.

Holzkamp, K. (1988). Persönlichkeit: Zur Funktionskritik eines Begriffs. *Forum Kritische Psychologie, 22*, 123-132.

Holzkamp, K. (1990). Über den Widerspruch zwischen Förderung individueller Subjektivität als Forschungsziel und Fremdkontrolle als Forschungsparadigma. *Forum Kritische Psychologie, 26*, 6-12.

Holzkamp, K. (1990a). Worauf bezieht sich das Begriffspaar »restriktive/verallgemeinerte Handlungsfähigkeit«? Zu Maretzkys vorstehenden »Anmerkungen«. *Forum Kritische Psychologie, 26*, 35-45.

Holzkamp, K. (1997). Lernen: Subjektwissenschaftliche Grundlegung: Einführung in die Hauptanliegen des Buches. *Forum Kritische Psychologie, 36*, 113-131.

Holzkamp, K. (2009). *Kontinuität und Bruch: Aufsätze 1970 - 1972*. Hamburg: Argument-Verlag.

Husain, Z. & Bhattacharya, R. N. (2004). Common pool resources and contextual factors: Evolution of a fishermen's cooperative in Calcutta. *Ecological Economics, 50*(3&4), 201-217.

Ibarra, L. (2012). Solidarische Landwirtschaft: Gartencoop Freiburg. In Woynowski, B., Becker, B., Bertram, A. et al. (Hrsg.*), Wirtschaft ohne Wachstum!? Notwendigkeit und Ansätze einer Wachstumswende* (371-377). Freiburg: Institut für Forstökonomie.

Jaeggi, E., Faas, A., & Mruck, K. (2004). *Denkverbote gibt es nicht! Vorschlag zur interpretativen Auswertung kommunikativ gewonnener Daten*. Berlin: Technische Universität.

Johnson, C. (2004). Uncommon ground: The ‘poverty of history’ in common property discourse. *Development and Change, 35*(3), 407-434.

Kerr, N. L. (1989). Illusions of efficacy: The effects of group size on perceived efficacy in social dilemmas. *Journal of Experimental Social Psychology, 25*(4), 287-313.

Klein, N. (2001). Reclaiming the Commons. *New Left Review 9*, 81-89.

Kopelman, S., Weber, J. M., & Messick, D. M. (2002). Factors influencing

cooperation in commons dilemmas: A review of experimental psychological research. In E. Ostrom, T. Dietz, N. Dolsak, P. C. Stern, S. Stonich, & E. U. Weber (Hrsg.), *The drama of the commons* (113-156). Washington, DC: National Academy Press.

Kramer, R.M., McClintock, C.G. & Messick, D.M. (1986). Social values and cooperative response to a simulated resource conservation crisis. *Journal of Personality, 54*(3), 576-592.

Lamnek, S. (2005). *Qualitative Sozialforschung*. Weinheim: PVU.

Leontjew, A. N. (1987). *Tätigkeit, Bewusstsein, Persönlichkeit*. Berlin: Volk und Wissen.

Linebaugh, P. (2008). *The Magna Carta manifesto: liberties and commons for all*. Berkeley: University of California Press.

Longo, S. B. & Clausen, R. (2011). The tragedy of the commodity. *Organization & Environment, 24*(3), 312-328.

Lyson, T.A. (2004). Civic agriculture: Reconnecting farm, food, and community. Medford: Tufts University Press.

Maiers, W. (1999). Funktional-historische Analyse. In W. F. Haug (Hrsg.), *Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus*. (1133-1140). Hamburg: Argument.

Mannix, E. A. (1993). Organizations as resource dilemmas: The effects of power balance on coalition formation in small groups. *Organizational Behavior and Human Decision Processes, 55*(1), 1-22.

Mansfield, B. (2004). Neoliberalism in the oceans: "rationalization", property rights, and the commons question. *Geoforum, 35*(3), 313-326.

Markard, M. (1998): Kritische Psychologie als marxistische Subjektwissenschaft. In B. Fried; Kaindl, C.; Markard, M. & G. Wolf (Hrsg.), *Erkenntnis und Parteilichkeit. Kritische Psychologie als marxistische Subjektwissenschaft* (29–41). Hamburg: Argument.

Markard, M. (1998a): Handlungsfähigkeit und psychologische Praxis. In B. Fried, C. Kaindl, M. Markard & G. Wolf (Hrsg.), *Erkenntnis und Parteilichkeit. Kritische Psychologie als marxistische Subjektwissenschaft* (29–41). Hamburg: Argument.

Markard, M. (2000). Kritische Psychologie: Methodik vom Standpunkt des Subjekts. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 1*(2). Zugriff am 04.08.12, von http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1088/2382

Markard, M. (2000a). Verbale Daten, Entwicklungsfigur, Begründungsmuster, Theorienprüfung. Methodische Probleme und Entwicklungen in der Projektarbeit. In M. Markard & Ausbildungsprojekt Subjektwissenschaftliche Berufspraxis (Hrsg.), *Kritische Psychologie und studentische Praxisforschung. Wider Mainstream und Psychoboom*

(227-250). Hamburg: Argument.

Markard, M. (2006). Wenn jede(r) an sich denkt, ist an alle gedacht: Zum Problem der Verallgemeinerbarkeit von Interessen / Handlungen zwischen kollektiver Identität und Universalismus. *Forum Kritische Psychologie, 49*, 106-123.

Markard, M. (2009). *Einführung in die Kritische Psychologie*. Hamburg, Argument Verlag.

Markard, M. (2010). Kritische Psychologie: Forschung vom Standpunkt des Subjekts. In G. Mey. & K. Mruck (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie* **(S.**166-181). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Marx, K. (1867). *Das Kapital. Band 1*. Marx-Engels-Werke, Bd. 23. Berlin: Dietz.

Mayring, P. (2002). Einführung in die Qualitative Sozialforschung. Weinheim: Beltz.

Mayring, P. (2010). Qualitative Inhaltsanalyse. In G. Mey & K. Mruck (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie* (S.601-613). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Mayring, P. & Brunner, E. (2006). Qualitative Textanalyse – Qualitative Inhaltsanalyse. In V. Flaker & T. Schmid (Hrsg.), *Von der Idee zur Forschungsarbeit: Forschen in Sozialarbeit und Sozialwissenschaft* (S.453-462). Wien: Böhlau.

McCarthy, J. (2009). Commons. In N. Castree, D. Demeritt, D. Liverman, Rhoads, B. (Hrsg.), *A companion to environmental geography* (S.498-514). Chichester: Wiley-Blackwell.

McCay, B. J. (1998). *Oyster wars and the public trust: Property, law, and ecology in New Jersey history.* Tucson: University of Arizona Press.

McCay, B. J., & Acheson, J. M. (1987). *The question of the commons: The culture and ecology of communal resources.* Tucson: University of Arizona Press.

McClintock, C. G. (1972). Social Motivation: A set of propositions. *Behavioral Science, 17*(5), 438-455.

McEvoy, A. F. (1986). *The fisherman's problem: Ecology and law in the California fisheries, 1850-1980.* New York, NY: Cambridge University Press.

Meretz, S. (2003). Der wilde Dschungel der Kooperation. In C. Spehr, *Gleicher als andere: eine Grundlegung der freien Kooperation* (S. 144-152). Berlin: Karl Dietz.

Meretz, S. (2009). Was sind Commons? Commons in einer Gütersystematik. *Contraste, 26.* Zugriff am 01.08.12, von

http://keimform.de/2009/commons-in-einer-guetersystematik/

Meretz, S. (2010). *Commons jenseits von Markt und Staat*. Zugriff am 01.08.12, von http://keimform.de/2010/commons-jenseits-von-markt-und-staat/

Meretz, S. (2012). Ubuntu-Philosophie. Die strukturelle Gemeinschaftlichkeit der Commons. In S. Helfrich & Heinrich-Böll-Stiftung (Hrsg.), *Commons - Für eine neue Politik jenseits von Markt und Staat* (58-65). Bielefeld: Transcript.

Messick, D. M., & Brewer, M. B. (1983). Solving social dilemmas: A review. In L. Wheeler & P. Shaver (Hrsg.), *Review of personality and social psychology* (S.11 - 44). Beverly Hills: Sage.

Mey, G., & Mruck, K. (2010). Grounded-Theory-Methodologie. In G. Mey. & K. Mruck (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie* **(**614–626). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Moser, H. (1977). *Praxis der Aktionsforschung : ein Arbeitsbuch*. München: Kösel.

Mosse, D. (1997). The symbolic making of a common property resource: History, ecology and locality in a tank-irrigated landscape in South India. *Development and Change, 28*(3), 467-504.

Müller, C. (Hrsg.). (2011). *Urban Gardening: Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt*. München: Oekom.

Münnich, S. (2011). Interessen und Ideen: Soziologische Kritik einer problematischen Unterscheidung. *Zeitschrift für Soziologie 40*(5), 371-387.

North, D. (1990). *Institutions, Institutional Change and Economic Performance*. New York: Cambridge University Press

Nuss, S. (2010). Knietief in der VWL. Trotzdem kann die Linke von Elinor Ostrom lernen. *ak - analyse und kritik, 544*, 10.

Ostrom, E. (1990). *Governing the commons: the evolution of institutions for collective action.* Cambridge: Cambridge University Press.

Ostrom, E. (1999a). *Die Verfassung der Allmende: jenseits von Staat und Markt*. Tübingen: Mohr Siebeck.

Ostrom, E. (1999b). Coping with tragedies of the commons. *Annual Review of Political Science, 2*, 493-535.

Ostrom, E. and Helfrich S. (2011). *Was mehr wird, wenn wir teilen: Vom gesellschaftlichen Wert der Gemeingüter*. München: Oekom Verlag GmbH.

Piekenbrock, D. (2009). *Gabler Kompakt-Lexikon Volkswirtschaftslehre 4200 Begriffe nachschlagen, verstehen, anwenden*. Wiesbaden: Gabler.

Polanyi, K. (2001) [1944]. *The great transformation : the political and economic origins of our time*. Boston: Beacon Press.

Popper, K. (1966) [1934]. *Logik der Forschung*. Tübingen: Mohr.

Powers, R.B. (1985). The commons game: Teaching students about social dilemmas. *Journal of Environmental Education, 17*(2), 4-10.

Reimer, K. (2011). Kritische politische Bildung gegen Rechtsextremismus und die Bedeutung unterschiedlicher Konzepte zu Rassismus und Diversity. Dissertation an der Freien Universität Berlin. Zugriff am 22.08.12, von http://www.diss.fu-berlin.de/diss/servlets/MCRFileNodeServlet/FUDISS_derivate_000000010403/Reimer_Dissertation__UB_digital-1.pdf?hosts=

Riemer, M. & Schweizer-Ries, P. (2012). Psychology and Sustainability Science: Complexity, Normativity, and Transdisciplinarity in meeting Sustainability Challenges *Umweltpsychologie 16*(1), 143-165.

Robbins, P. (2004). *Political ecology: A critical introduction*. Malden: Blackwell.

Roch, S. G. & Samuelson, C. D. (1997). Effects of environmental uncertainty and social value orientation in resource dilemmas. *Organizational Behavior and Human Decision Processes, 70*(3), 221-235.

Rutte, C. G. & Wilke, H. A. (1984). Social dilemmas and leadership. *European Journal of Social Psychology, 14*(1), 105-121.

Rutte, C. G., Wilke, H. A. M. & Messick, D. M. (1987). Scarcity or abundance caused by people or the environment as determinants of behavior in the resource dilemma. *Journal of Experimental Social Psychology, 23*, 208-216.

Samuelson, C. D. (1991). Perceived task difficulty, causal attributions, and preferences for structural change in resource dilemmas. *Personality and Social Psychology Bulletin, 17*(2), 181-187.

Saunders, F. (2010). A Political Ecology Inspired Critique of Common Pool Resource Theory and Practice. In E. Friman & G. L. G. Fernández, *Politicized Nature: Global Exchange, Resources and Power* (S.23-46). Uppsala: Cemus.

Schlemm, A. (2007). *Dialektik der Gesellschaft als System*. Vortrag gehalten auf dem Kongress ‚Kybernetik – evolutionäre Systemtheorie – Dialektik' in Berlin.

Schraube, E. (2008): Kein Mittel ist nur ein Mittel. Subjektwissenschaft und die Ambivalenz der Technik. *Forum Kritische Psychologie, 52*, 91–105.

Schweizer-Ries, P. & Perkins, D. D. (2012). Sustainability Science: Transdisciplinarity, Transepistemology, and Action Research. Introduction to the Special Issue. *Umweltpsychologie 16*(1), 6-10.

Siefkes, C. (2008). *Beitragen statt tauschen: Materielle Produktion nach dem Modell freier Software*. Neu-Ulm: AG SPAK Bücher.

Siefkes, C. (2009). Ist Commonismus Kommunismus? Commonsbasierte Peer-Produktion und der kommunistische Anspruch. *PROKLA: Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft, 155*, 249-267.

Siefkes, C. (2010). Peer Produktion: Wie im Internet eine neue Produktionsweise entsteht. *WIDERSPRUCH – Münchner Zeitschrift für Philosophie, 52*, 37-51

Smedslund, J. (1978). Bandura's theory of self-efficacy: a set of common sense theorems. *Scandinavian Journal of Psychology, 19*, 1-14.

Smedslund, J. (1984). What is necessarily true in psychology? *Annals of Theoretical Psychology, 2*, 241-272.

Solidarische Landwirtschaft e.V. (2012). Solidarische Landwirtschaft in Deutschland. Höfeliste. Zugriff am 07.11.12, von http://www.solidarische-landwirtschaft.org/angebot

Steins, N. A. & Edwards, V. M. (1999). Collective action in common-pool resource management: The contribution of a social constructivist perspective to existing theory. *Society & Natural Resource, 12*(6), 539-557.

St. Martin, K. (2007). Enclosure and economic identity in New England fisheries. In N. Heynen, J. McCarthy, S. Prudham & P. Robbins (Hrsg.), *Neoliberal Environments: False Promises and Unnatural Consequences* (S. 255-266). New York: Routledge.

Swallow, B. M. & Bromley, D. W. (1995). Institutions, governance and incentives in common property regimes for African rangelands. *Environmental and Resource Economics, 6*, 99-118.

Tattersall, C.L., Watts, A.L., Vernon, S.A. (2007). Mind-mapping as a tool in qualitative research. Nursing Times 103(26), 32-33.

Tenbrunsel, A. E. & Messick, D. M. (1999). Sanctioning systems, decision frames, and cooperation. *Administrative Science Quarterly, 44*(4), 684-707.

Uzzell, D. & Räthzel, N. (2009). Transforming environmental psychology. *Journal of Environmental Psychology, 29*(3), 340.

Vandermeer, J. (1996). Tragedy of the commons: The meaning of the metaphor. *Science and Society, 60*(3), 290-306.

Van Laerhoven, F. and Ostrom, E. (2007). Traditions and Trends in the Study of the Commons. *International Journal of the Commons, 1*(1), 3-28.

Van Vugt, M. (2009). Averting the Tragedy of the Commons. *Current Directions in Psychological Science, 18*(3), 169-173.

Weber, J. M., Kopelman, S. & Messick, D. M. (2004). A Conceptual Review of Decision Making in Social Dilemmas: Applying a Logic of Appropriateness. *Personality and Social Psychology Review, 8*(3), 281-307.

Wissenschaftlicher Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen (WGBU) (2011). *Welt im Wandel. Gesellschaftsvertrag für eine Große Transformation*. Berlin.

Witzel, A. (1982). Verfahren der qualitativen Forschung. Überblick und Alternativen. Frankfurt/M: Campus.

Witzel, A. (1985). Das problemzentrierte Interview. In G. Jüttemann (Hrsg.), Qualitative Forschung in der Psychologie (227-255). Weinheim; Basel: Beltz.

Witzel, A. (2000). Das problemzentrierte Interview. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 1*(1). Zugriff am 24.05.12, von http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs0001228

Yamagishi, T. (1988). The provision of a sanctioning system in the United States and Japan. *Social Psychology Quarterly, 51*(3), 265-271.

Zückert, H. (2003). *Allmende und Allmendaufhebung. Vergleichende Studien zum Spätmittelalter bis zu den Agrarreformen des 18./19. Jahrhunderts.* Stuttgart: Lucius &Lucius.

Anhang

Anhang A Leitfaden für das Problemzentrierte Interview

Wie Du schon weißt schreibe ich meine Diplomarbeit über Commons-Projekte und Erfahrungen mit Konflikten und Widersprüchen innerhalb dieser. Bevor wir zu den Problemen und Konflikten kommen, würde ich zuerst gerne erfahren:

Einstiegsfrage

Wie bist Du dazu gekommen, am Projekt xy mitzuwirken und welche Motivation hattest Du mitzuwirken? Welche Erwartungen, Hoffnungen und Ansprüche hast Du an das Projekt?

Leitfrage (Erzählaufforderung)	**Konkretisierung**	**Mögliche Ansatzpunkte / Themenfelder**
Welche Konflikte, Widersprüche oder Probleme hast Du im Projekt erfahren	• Kannst Du konkrete Erlebnisse schildern? • Worin siehst Du die Ursachen dieses Konflikts / Widerspruchs? • Wie hast Du versucht, diesen Konflikt / Widerspruch zu bewältigen? • Wie begründest Du diesen Bewältigungsversuch? • Welche weiteren Handlungsmöglichkeiten siehst Du in diesem Konflikt / Widerspruch?	• Engagement der Beteiligten • Hierarchie / Zentrum-Peripherie-Problem • Entscheidungsprozesse • Kommunikations-strukturen • Regeln und Sanktionen • Interpersonale Konflikte • Konflikte / Widersprüche nach „Außen“

Anhang B Transkriptionsregeln nach Kuckartz (2008, S.27f.)

1. Es wird wörtlich transkribiert, also nicht lautsprachlich oder zusammenfassend. Vorhandene Dialekte werden nicht mit transkribiert.

2. Die Sprache und Interpunktion wird leicht geglättet, d.h. an das Schriftdeutsch angenähert. Beispielsweise wird aus „Er hat noch so'n Buch genannt“ → Er hat noch so ein Buch genannt“.

3. Alle Angaben, die einen Rückschluss auf eine befragte Person erlauben, werden anonymisiert.

4. Deutliche, längere Pausen werden durch Auslassungspunkte (…) markiert.

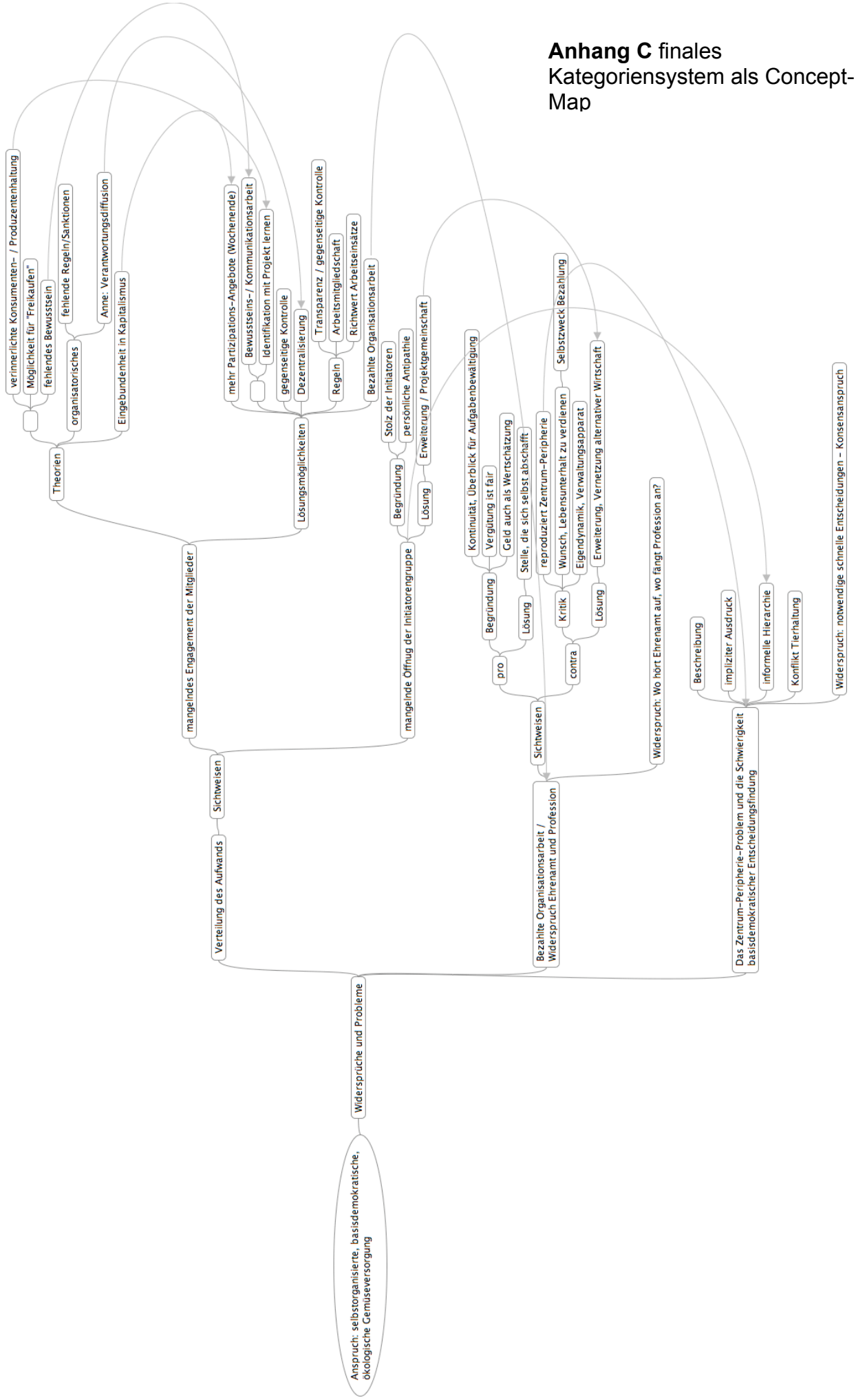
5. Besonders betonte Begriffe werden durch Großschreibung gekennzeichnet.

6. Zustimmende bzw. bestätigende Lautäußerungen der Interviewer (Mhm, Aha etc.) werden nicht mit transkribiert, sofern sie den Redefluss der befragten Person nicht
unterbrechen.

7. Einwürfe der jeweils anderen Person werden in Klammern gesetzt.

8. Lautäußerungen der befragten Person, die die Aussage unterstützen oder verdeutlichen (etwa lachen oder seufzen), werden in Klammern notiert.

9. Die interviewende Person wird durch ein „I“, die befragte Person durch ein „B“, gefolgt von ihrer Kennnunmmer, gekennzeichnet (etwa „B4“).

10. Jeder Sprecherwechsel wird durch zweimaliges Drücken der Enter-Taste, also einer Leerzeile zwischen den Sprechern, deutlich gemacht, um die Lesbarkeit zu erhöhen.

Anhang C finales Kategoriensystem als Concept-Map